Zeitschrift: Taschenbücher der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: - (1861-1862)

Artikel: Wandelkirchen und Wandelbilder, landschaftliche Legenden, als Zeugnisse ältester Kulturstätten

Autor: Rochholz, E.L.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-119113

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wandelkirchen und Wandelbilder,

Landschaftliche Legenden,

als Zeugnisse ältester Culturstätten.

Mit urkundlichen und sittengeschichtlichen Belegen erzählt von

E. L. Rochholz.

Einleitung.

Wenn unser Landmann seinem Kinde die Größe und Nähe des Weltschöpfers versinnlichen will, deutet er wohl auf einen fernschimmernden Berg in den Alpen hin und spricht: „lueg, uf selle blaue Bergli wohnt der Lieber Herget, drum hend mer au eusers chli Chilleli uf eme Bergli baue!" Wirklich, so ist's. Fast jedes Dorfkirchlein von einigem Alter steht auf einer dem Dorfe zunächst gelegenen Anhöhe. Hundert Erzählungen berichten es, daß sich's die Bauern nach ihrer Tagesarbeit nicht verdrießen ließen, bei Nachtzeit noch am beschlossenen Kirchenbau fortzuschaffen, Gebälke und Gestein auf den dafür bestimmten Höhenpunkt hinauf zu tragen. Das Dorf mag in der Tiefe stehen bleiben, aber Gottes Altar und Gott selbst muß in der Höhe gesucht werden. „Uffe cho!" ruft der Glockenklang aus der Bergkapelle herunter; und von dieser freundlich klingenden Einladung, herauf zu kommen, hat das Luzerner Dörflein Uffikon mit seiner hochgelegenen Kirche seinen Namen bekommen (Marzohl-Schneller, Liturgia sacra 1,94). Unser Nachbarberg, über

den täglich die Sonne zu uns heraufsteigt, auf dem Nachts der Mond verweilt, braucht nicht erst noch bis in die Wolken hinein zu ragen, er ist dem heimathsfrohen Gemüthe schon dem Himmel zunächst, und freundlich genug geschaffen, daß die Götter sich auf ihm niederlassen können. Daher haben sie alle, zu denen die Vorzeit je gebetet hat, ihren Wohnsitz auf Bergen gehabt, auf dem Sinai Jehovah, auf dem Olymp und Ida Zeus, auf dem Godesberge und Wudinsberge Wodan, auf dem Donnersberge Donar. Und selbst dann, wenn sie schon keine Stätte mehr droben haben, und ihre Orakel zwischen Wald und Fels längst verstummt sind, gelten uns doch ihre Berge noch immer als geheimnißvolle Propheten; der Untersberg und der Brocken, der Belchen und Pilatus sind uns nun Wetterpropheten, nach deren klarem oder düsterm Aussehen von der Thalschaft die kommende Witterung bemessen wird, im Verlaß auf ihr Aussehen hoffen wir unser Brod gedeihlich zu pflanzen und gesegnet einzuärnten. Die Gottheit selbst suchen und finden wir freilich weder in den Bergtempeln mehr, noch in den Thalkirchen, wie ja schon vom Heiland dem Weibe am Brunnen diese Zeit verkündet wurde, wo man „weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem," nicht auf Garizim und nicht auf Zion mehr anbeten werde, sondern im Geiste. Und da die natürlichsten Vorstellungen auch die dauerndsten sind, so hat seither unser gottsuchender Geist sich selbst als jenes Hochgebirge anzusehen gewöhnt, von dessen Gipfel aus erst in die Herrlichkeit der Himmel hineingeblickt werden kann. So geht diese älteste Heidenvorstellung, nun verfeinert und tiefer ge-

faßt, auch durch die Christenandacht. Darum heißt es ganz zutreffend im Cherubinischen Wandersmann des Joh. Scheffler von einem gottsuchenden Gemüthe:

Ich bin ein hoher Berg und muß mich selber steigen,
Soferne mir Gott soll sein liebes Antlitz zeigen.

Es ist etwas Herkömmliches, die Menge der vorhandenen Legenden aus der Menge der Kirchenheiligen abzuleiten, und doch erweist jede über eine einzelne echte Legende geführte Untersuchung, wie sehr jene Voraussetzung im Stiche läßt. Denn der Grund dieser Traditionen zeigt sich allenthalben als ein vorchristlicher und mythischer, wie ihn die christliche Kirche niemals erzeugen konnte und der, wenn sie ihn unmotivirt in sich hereingezogen hätte, stark genug gewesen wäre, sie selbst wieder zu zersprengen. Als Blitzableiter eben gegen eine solche Gefahr diente ihr gerade die Menge der neuen Heiligen, und wenn deren Schultern anfänglich noch so derb und christoffelhaft gebaut waren, so taugten sie gerade am besten dazu, den neuen Himmel tragen und über das Heidenvolk mit ausspannen zu helfen. Auch sie beweisen uns, wie außerordentlich expansiv das epische Vorstellungsvermögen noch in unserem kirchlichen Mittelalter geblieben war, schon ein einziges Rechnungsexempel darüber, das Guizot angestellt hat, Cours d'histoire moderne, leçon XVII, p. 157 — macht dies einleuchtend genug. Die

große Bollandische Sammlung der Lebensgeschichten der Heiligen sollte nämlich das ganze kirchliche Jahr umfassen, dehnt sich aber in ihren 53 Foliobänden nur über neun Monate aus und ist seitdem mit dem Druck in's Stocken gerathen. Wäre sie vollendet, so würde die Gesammtzahl der Biographieen unsrer kirchlich anerkannten Heiligen nicht weniger als 25,000 betragen haben. Und doch wäre diese Zahl immer noch gering, wenn wir dagegen diejenige Heerschaar von Gottheiten jetzt noch mit Namen zu nennen vermöchten, denen der deutsche Heide seine Verehrung bewies. So viele Volksstämme, so viele Stammgötter; so viele Wohnstätten, so viele Cultstätten; so viele Nationalhelden, so viele vergötterte Heroen; so viele Personen, so viele Patrone, Gefolgsgeister, Fylgien. — Dies war die Art des Deutschen, seine Götter zu zählen, denn eben im Zahllosen liegt ja auch für uns noch eine Abart des Erhabnen und der Unendlichkeit. Trithemius (ed. Marqu. Freher 1,18) erklärt ausdrücklich, daß bei den Deutschen nicht bloß einzelne Landschaften, sondern auch die einzelnen Ortschaften unter dem Schutz besonderer Localgottheiten gestanden hätten, so daß diese die örtlich Verehrten waren, wenn man auch im gesammten Gau einem und demselben Gotte diente: Germani singulis diis suis non solum aras singulas et templa, sed urbes quoque singulas dedicarunt et vicos. Vergl. Wolf, Beitr. 2, 87. Die Bekehrung zum Christenthum vermochte hierinn in manchen Gegenden lange Zeit nicht viel zu ändern. Die Fâreyinga-Saga erzählt Cap. 56: der Häuptling Thrandr, befragt von Thôra, warum er ihrem Sohne Sigmund, den

er erziehen sollte, ein Credo gelehrt, welches von dem gewöhnlichen abweiche, habe geantwortet: „Du weißt, daß Christus zwölf oder mehrere Jünger gehabt hat, und jeder von ihnen hatte sein eignes Credo. Nun habe ich aber mein Credo, du aber hast das, welches du gelernt hast, und es sind viele Credo, und es ist nicht nöthig, daß sie gleich seien, um richtig zu sein." Sein Credo aber lautete: Allein nicht geh ich aus; viere folgen mir, oder fünf Engel Gottes. Ettmüller, Lit. Gesch. 62. Bei dieser nordischen Vielgötterei war gleichwohl die Verehrung des einen Gottes, des Allvaters, des allwaltenden Asen, nie ausgeschlossen oder unbekannt. Der heidnische Isländer Torkil läßt sich in seiner Todesstunde in den Sonnenschein hinaustragen und befiehlt sich „dem Gotte, der die Sonne geschaffen hat." (Landnama 19.) Dies aber war Odhinn, dessen Beiname „Schöpfer der Sonne" ist. Geijer, Schwed. Gesch. 195. Woher nun ein so großer Widerspruch? Aus dem Maße jener religiösen Schwärmerei, die allem Polytheismus eigen ist. Nichts soll von der Gottheit undurchdrungen bleiben, kein Punkt in der Welt soll gottlos sein. Feld und Hain, Strom und Gebirg beseelte ein himmlisches Wesen mit seiner leibhaften Allgegenwärtigkeit, um wie viel näher mußte es erst dem Menschen stehen, mit ihm sein und bei ihm wohnen. Und ist es denn schon gar so lange her, daß unser eignes Denken, von diesen Vorstellungen erfüllt, sich mit ihnen recht gemüthlich vertragen hat? Hat nicht heute noch fast jede Stadt ihren Stadtgeist, jedes Dorf sein Dorfthier, jeder Dorfbach und Brunnen sein Bachthier, jedes Schloß, Rath-

haus und Münster sein stehendes Gespenst. Es sind, heißt es, gewesene Dorfrichter, Ammänner, Pfarrer und Stadtschultheiße, also eben die höchsten im Range, die nun in der öden Gestalt eines Kalbes oder Rosses sich unsern Nachtwächtern auf der Gasse präsentiren. Woher sollen diese stets dagewesenen Ortsgeister rühren, und warum sollten sie selbst heute noch nicht ganz erblaßt sein, wenn sie nicht mit dem ungepredigten Volksglauben überhaupt gleich alt wären. Auch sie haben sich den Legenden beigemischt, sie sind die Wappenthiere und Attribute der Ortsheiligen geworden und wir werden ihnen daher sogleich häufig genug begegnen.

Die rothe Kirche zu Wittnau.

Das Dorf Wittnau (Witenowa, in Pfeiffers Habsburgisch-österreich. Urbar, pg. 42) im Frickthale hat, laut vorhandenen Urkunden, schon im Jahre 1140 seine eigne Kirche gehabt; allein ein Blitzstrahl äscherte sie gänzlich ein. Das Alter der jetzigen, die mitten im Dorfe auf der linken Seite des Baches steht, weiß man nicht genau. Man hört zwar das Jahr 1523 als das der Wiedererbauung nennen; doch läßt der plumpe viereckige Kurzthurm, der fast ein Drittel vom Raume des Schiffes einnimmt, gleichfalls auf eine weit frühere Zeit schließen. Man stößt beim Nachgraben ringsum auf alte Mauern, die Backsteine haben einen Schuh Länge und Breite. Auch einen Haufen Kohlen hat man unterirdisch in einem Mauerloch gefunden und ist auf die Vermuthung gerathen, hier werde man wohl das Rauchfaß ausgeschüttet haben, als der Heidentempel noch stand. Die Sage selbst ist eine Unterstützung für diese Meinung. Als nämlich die Gemeinde zum zweiten Mal an den Bau der Kirche gieng, suchte man nach einem geeigneteren Standort und bestimmte dazu einen auf der linken Bachseite außerhalb des Dorfes im Ackerfelde gelegenen Hügel, von dem aus man in die Rebberge emporsteigt. Er heißt jetzt noch die Kirchgasse.

Das ganze Dorf war emsig bei der Hand, half den Grund ausgraben und das Bauzeug herbeiführen. Nun brauchten nur noch die Zimmerleute das Ihrige zu thun, so mußte die Kirche vor dem Gallustage unter Dach sein. Doch gerade da, als diese herbeigekommen waren, gieng alles schief. Die neuen Mauern spalteten sich, sogar die Fundamente rutschten. Zuletzt sah man sich genöthigt, hier die Arbeit einzustellen und damit auf den alten Kirchenplatz im Dorfe zurückzugehen. Hier kam dann das Geschäft ohne Störung zu Stande. Da steht die plumpe Steinmasse des Thurmes mit dem Storchennest auf der Spitze; es soll den gefährlichen Blitz abhalten. Die Mauern wurden roth angestrichen; sie sollen an den frühern Brandschaden erinnern. Jetzt sind sie renovirt und weiß. Die zwei hintern Räume des Schiffes zu beiden Seiten des Thurmes heißen die zwei Küchen (Chücheli). Diese merkwürdige Benennung, die sich auch in andern Frickthaler Kirchen fort erhalten hat, mag bis auf diejenige Zeit zurückreichen, da man zum kirchlichen Opfer noch Gebackenes und Gesottenes rechnete und ohne Anstoß in der Kirche gemeinsam verzehrte. Als die Franzosen im Jahr 1798 auch hier plünderten, stürzten sie die große Glocke zum Schalloch hinunter; das kleine Meßglöcklein aber, das sie hängen ließen, ist weitum bekannt und von viel größerem Werth; sein Schall vertreibt das Hagelwetter. Gleich der ehemaligen Kirche ist auch die heutige in den Ehren des hl. Martinus geweiht. (B. Fricker und Joh. Fricker, Lehrer von Wittnau.) Dem Wittnauer Kirchenpatron sind auch noch einige andere Punkte im Gemeinde-

bann geheiligt, die mit ihren Ortssagen auf ein hohes Alterthum zurückdeuten. Durch eine Schlucht, die vom Fahrenthal auf den benachbarten Homberg führt, steigt man zur Martisgaß empor; unter den mehr als zwanzig kleinen Bächen, die mit lautem Brausen vom Abhange des Berges in diese Enge niederstürzen, ist der bekannteste der Martisbrunnen. An ihm haben einst die Heidenweibchen gehaust, mildthätige schöne Bergfrauen, (man nennt dieselben auf den Tiroler Alpen die Saligen Fräulein) die das Weidevieh vor den Wölfen bewahrten und den Hirten süße Kuchen und frische Brode an die Weidegatter legten. Beim alljährlichen Flurumgange im Mai laufen die Knaben in die Wette voraus, um sich den ersten Trunk aus diesem Bergwasser abzugewinnen. Die Nachbargemeinden finden diese Sitte eben so auffallend, als die Mundart der Wittnauer, in der das Alltäglichste mit einer fast schreienden Stimme gesprochen wird, und behaupten daher, jener Brunnen mache die Leute toll; läßt nun ein Wittnauer sich allzulaut vernehmen, so ruft man ihm neckend zu: hesch ab s'Martis Brunne g'soffe, dass d'so brüelisch? Naturmythen, pg. 104. Auch die Dorfkapelle hat ihre besondere Martinslegende; sie steht in den Aargauisch. Sag. Nr. 343. Als der Ritter auf dem Schlosse Homberg dem belagernden Feinde nicht länger mehr widerstehen konnte, bestieg er vor den Augen seiner Leute einen schneeweißen Schimmel, ritt bis an den Rand des Walles hinaus, unter dem der Homberg in einer ununterbrochenen Wand bis Wittnau abfällt und that folgendes Gelübde: Er wolle an der Stelle, die er im Sprung

mit seinem Roß erreichen werde, eine Kapelle erbauen und sie mit Ewiggeldern begaben, daß sie bis auf fernste Zeiten zum Andenken seiner eignen Rettung erhalten bleiben solle. Hierauf that er den Sprung. Erst auf einem Hügel im Felde ob Wittnau faßte sein Schimmel wieder Fuß. Der Ritter sammelte sogleich die Bauern um sich, fiel dem Feind in den Rücken und entsetzte so das bedrängte Schloß. Auf dem Platze seiner Rettung steht die angelobte Kapelle, das Altarblatt zeigt den Ritter auf dem Schimmel. — Eine gleichlautende Sage über die Gründung der Peterskirche, in Schmitz' Eiflersag. 2, 127. — Zweierlei erhellt aus dieser Erzählung: daß man sich den hl. Martinus als einen ritterlichen Helden dachte, der Wunder der Tapferkeit verrichtete; und daß man feierlich sein Gedächtniß trank, die Martinus Minne, wie nun noch die Wittnauer Knaben aus dem Martinsbrunnen einen Wetttrunk thun. Ueber dieses Martinus-Lobtrinken handelt A. Birlingers Schriftchen: Von Sant Martin, Sprachproben aus der Münchner Bibliothek 1862, pg. 12: darumb sullent ir sant Martin loben nüt mit den starken trünken in dem wînhûse, alsô etliche lüte wônent (wähnen), man sölle s. Martin loben mit vaste trinkende. und waere daz wôr, sô hetten wir vil heiliger güter lüte in disem kirchspel, die keinre naht schonent, sü sizent zů dem wîne unz an den tag. es hat vil maniger nehtin (gestern) s. Martin gelobet mit grôzen trünken, und gewinnet dâr an nüt anders denne daz ime hüte daz houbet wê tůt und get alsô eine toube gans.

Es ist längst anerkannt, daß dieses Minnetrinken eine

vom Odhinsdienste her auf unsere Heiligen übertragene Heidensitte gewesen ist; Vergl. Wolf, Beiträge 1, 38. 2, 96. Menzel, Symbolik 2, 113. Hoffmann v. Fallersleben, die deutschen Gesellschaftslieder 1860, 366. Der hl. Martinus und der hl. Michael glichen, der eine durch seine Schwertthat, der andere durch seine kriegerische Manteltracht dem Gotte Wuotan besonders, sie traten daher häufig an seine Stelle. Auch hierüber erklärt sich Birlingers eben erwähntes Schriftchen Von Sant Martin: Sîne kappe fûrtent die künege von Frankrîch dô nôch alle zît an, sô sü zû strîte soltent faren. dô von wurdent die cappellâni genant, die der cappen hûtent.

Von ime sprichet sant Ambrôsius: der sælige Martinus het vil tempel der abgôtter zerstôret. er was so follekomen, daz er mit sînem mantel Jesum Christum kleidete. ô du heiliger mantil, der den künig kleidet und den ritter!

Am Martinstage werden Gänse geschlachtet, denn die wilde hochziehende Graugans ist dem Wuotan heilig. Eine der ältesten Martinskirchen, die zu Worms, trägt noch eine steinerne Gans auf dem Dache. Wolf, Beitr. 1, 47 weist eine urkundlich gezinste Martinsgans v. J. 1171 nach: Othelricus de Swalenberg schenkt der Abtei von Corvei: argenteum anserem in festo S. Martini. Anton, Gesch. der Landwirthsch. 1, 341 bemerkt, daß schon zu Karls des Großen Zeit das Martinsfest zum allgemeinen Zinstage gewählt gewesen und im 9. Jahrh. vollständig dafür in Brauch gekommen war. So ist in unsern oberdeutschen Zinsrodeln der Martinsabend als Zinsfrist bis heute festgehalten. Er

fällt mit jener Festzeit des Heidenthums zusammen, die besonders dem Wuotan, als dem Gotte der Ernte und des Pfluges galt. So rückte der landwirthschaftliche Inhalt heidnischer Götterfeier auf das Fest eines bloß ritterlichen Heiligen über, noch gilt daher das Braten der Martinsgans, nebst der an ihr vollzogenen heidnischen Schulterblattschau, und auf den Höhen das Entzünden der Martinsfeuer zu derselben Jahreszeit, wo unsre Knabenschaft ausgehöhlte Rüben und Kürbiße, lichterbesteckt, auf Stangen durch die Straßen trägt und „dem Märten" zu Ehren ihre Sprüche um Aepfel und Nüße hersagt. Colshorn, Myth. f. Volk, 106. Der 11. November, jetzt der Winteranfang, war dem Altdeutschen das Neujahr, das deutsche Jahr begann mit dem Winter, wie noch unser Pachtjahr. In Schlesien sagt man: Um Martini kommt der Winter auf einem Schimmel geritten. Kuhn, Westf. Sag. 2, 96. Am Ende des ländlichen Jahres, wo keine Frucht mehr im Felde steht und der Wein eingethan ist, wo man den Ofen wieder heizt für die traulichen Abendzusammenkünfte — „St. Martin macht Feuer ins Kamin —" wo die Jagd wieder offen ist, und die gemästeten Schweine und Gänse geschlachtet werden können, da ist es die für unsre Kinderwelt angemessenste Zeit, die Runde durch die Gassen zu machen und sich an jedem Hause gegen ein Liedchen alles auszubitten, was man drinnen vorräthig hat: Wurstwecken, Kuchen, Aepfel und Nüße. Gebt uns einen Bissen Birnenmus! (sommerkrût), rufen sie in der Grafschaft Ravensberg, gebt uns Buchweizen in der Milch! (Firmenich, Völkerstimm. 1, 281. 486). Im Oldenburgischen wollen sie

zwischen jedem Stuhl einen Pfannenkuchen haben (ibid 1, 231), das Martinsvögelein mit goldenem Schnabel, singen sie, solle hoch über die Querstange hinfliegen, an der das Rauchfleisch im Kamin hängt. Kuhn, Märk. Sag. 345. Unter den noch lebenden Märtensliedern (Alemann. Kinderlied, Seite 168) ist das bedeutsamste: Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? Auf diese Liedfrage hin wird das jedem Körpertheil der Gans entsprechende Festobject der Reihe nach hergenannt: die Gans trägt auf dem Schnabel einen Ritter mit sammt dem Sabel; auf ihrem Kopfe einen Koch mit seinem Topfe; auf dem Kragen einen Fuhrmann mit Roß und Wagen; auf den Flügeln einen Reiter in den Bügeln, und in ihrem Bauche ein Weinfaß sammt dem Schlauche. Trägt mithin die Martinsgans Alles herbei, so kann man ihr alles Erdenkliche abverlangen. So heißt es in Uhlands Volksl. 207:

Herbei, herbei zur Mertensgans,
Her Burkhart mit den Bretzeln, jubilemus!
Bruder Urban mit den Flaschen, cantemus!
Sanct Bantel mit den Würsten, gaudeamus!
Sind alles starke Patronen
Zur feißten Mertensgans.

In vielen Gegenden wird um Martini auch ein Gebäck gebacken, genannt Martinshorn, das genau die Gestalt eines Hufeisens hat. Die Argovia 1861, 56 thut desselben bereits Erwähnung. Es ist das vom reitenden Gott Wodan auf den reitenden Heiligen Martinus übergegangene Symbol des Pferdeopfers. Dies drücken auch die Martins-Liedchen

des Wupperthales aus, mit denen unbeschenkt bleibende Kinder sich an geizigen Leuten rächen:

Boven an'n Himmel
da stat en witten Schimmel,
da stat op geschreven:
„Gizhals, Gizhals!"
Mä'ten, sett de Peröcke op,
sett den Gizhals boven drop!

Schöne, Eddasagen, pg. 196. Dieser Reim enthält eine Aufforderung, den Hartherzigen zu bestrafen; Märten (Wodan) soll ihn auf seine Perücke (den Götterhut) setzen und ihn auf dem Graurosse Sleipnir mit sich in die Lüfte entführen. Noch werden in Baiern vielerlei Landkirchen, auf Anhöhen gelegen, Schimmelkapellen genannt. Ein Schimmel, heißt es, sei hier einmal hineingelaufen und die Thüre hinter ihm zugefallen, daß er nicht weiter mehr heraus konnte. Vgl. Panzer 2, S. 567 und Zingerle, Tirol. Sag. S. 361. Blind sogar läßt der Witz der Ortsnachbarschaft einen solchen Schimmel gewesen sein; ein schlagender Beweis für die Behauptung der älteren Tradition, daß nur der Wille der Gottheit das wahllose Thier an diese Stelle geleitet und gewiesen habe. Blind sind daher auch die Werkzeuge, die sich der Gott unter den Menschen auswählt, die Propheten und Weissager.

Diese verschiedenen Bräuche am Martinstage lassen zurückschließen auf den Namen Alte Küche, mit dem man einen Theil der Martinskirche in Wittnau bezeichnet. Auch eine Oertlichkeit auf dem Schlosse zu Bentheim heißt Küche; hier sollen die Heiden Menschenopfer gebracht haben. Dabei

steht die verwitterte Figur eines Reiters aus Sandstein, in der Rechten ein Werkzeug haltend, das man für einen Schleuderstein ansieht, während es Thorrs Hammer gewesen sein wird. Dies ist das ehemalige Götzenbild. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 112. Schlacht- und Opfermonat hieß bei Angelsachsen und Friesen der November, sowie in England alles im Herbst geräucherte Rindfleisch Martlemasbeef, von der allgemeinen Sitte, um Martini zu schlachten. Trunk und Schmauß beim früheren Götteropfer wurde später ermäßiget auf einen Becher gesegneten Weines, den man in der Kirche als Martins-Minne den Anwesenden verabreicht. So steht der Bischof Martinus von Tours allenthalben auf der Grenzlinie, wo sich in der Vorzeit christlicher und Heidenbrauch zu trennen begann; ja in einigen vereinzelten Fällen führt er sogar noch in die alte Götterwelt zurück. Sein Altarbild in der Kirche der Wenden zu Tossen im Voigtlande trägt auf dem Saum des Kleides eine Inschrift in großen Lateinbuchstaben, welche wendisch ungefähr besagen soll: Martinus ist nun unser und euer Thôrr. Panzer, Bair. Sag. 2, 404. Man kann die Echtheit dieser Inschrift zwar bezweifeln, nicht aber die noch lebenden Bräuche, bei denen Martinus gleich einem Donnergotte als Schutzherr der Liebenden angerufen wird und, mit dem Martinshammer bewehrt, die Ehen und den Liebestrunk einsegnet. Kuhn, Westf. Sag. 2, 98.

Aus Donars Tempeln mögen so Martinuskirchen, gleichwie aus Wuotansbergen und römischen Marstempeln (Wolf, Beitr. 1, 42) Michaelsberge und Kapellen geworden sein. Beide

Heilige gehen auch in einander über, theilen sich gemeinsam in die ihren Festtagen geltenden Bräuche, und selbst die für Micheli bestimmten Volkslieder und Kinder-Sprüche werden auch auf Martini abgesungen; vgl. Kuhn, Westf. Sag. 2, pg. 97. Der Godesberg bei Bonn erhielt seine Michaelskapelle, der Herrgottsberg bei Darmstadt seine Martinskapelle. Wolf, Beitr. 1, 40. Martinus reitet zu Wittnau auf Wuotans Schimmel und doch ist die ihm dorten geweihte Kirche die rothe, also eine des Donar. Mithin wechseln mythologisch auch Donar und Wuotan, und ihre beiderseitigen Verhältnisse schildern sich ab in einer Heidensage und in einer Kirchenlegende, welche hier zusammen folgen. Des Sachsenherzogs Wittekind Bruder hieß Walther, auch er ließ sich zuletzt gleichfalls taufen und beschloß, ein Kloster zu stiften. Sein Wohnsitz war das heutige Dornberg (Donnersberg), das am Fuß des Godesberges (Wodansberg) gelegen ist, so daß also diesen Ortsnamen zu Folge das Heiligthum beider Heidengötter hier an einander lag. Daß nämlich ein sog. Dornbühl urkundlich auch Donnerbühl heißt, ist erwiesen in den Aargau. Sag. 2, pg. 202. Weil daher Walther zweifelhaft war, welcher Ort den Heiligen am wohlgefälligsten sein möchte, wurde ihm im Traum geoffenbart, ein Ochse werde ihm die Stelle anzeigen. Man ließ einen solchen aus der Heerde auslesen und von Dornberg aus frei dahingehen. Allein er lief nicht zu Berge, sondern nordöstlich fort zum Zusammenfluß von Aa und Werra, und hier, wo er blieb, erbaute man die mächtige Abtei des hl. Herford. Kuhn, ibid. 1, Nr. 305. Der Ochse, Donars Pflugthier,

läßt diesmal Godesberg und Donnerberg ungewählt, zuletzt bezeichnet er, aber immer noch heidnisch genug, die dem Wuotan und dem Donnergotte geheiligte Grenzstelle, eine Stromfurt, zur Erbauung der Abtei. Die Namen beider Heidengötter sind nun durch diese Ortswahl zwar getilgt, daß sie aber beide bei Bestimmungen der Grenze in Beziehung standen, zeigt Grimm, Grenzalterthümer pg. 20. Einen ganz gleichen Vorgang, noch dazu aus eigner landschaftlicher Anschauung entnommen, erzählt uns Cäsarius von Heisterbach, der in dem gleichnamigen bei Bonn gelegenen Cistercienser Kloster als Mönch und Abt im 13. Jahrh. lebte. In seinen Dialogen VIII, 46, welche jüngst Alex. Kaufmann bearbeitet hat (Cäsar. v. Heisterb. 1862) ist Folgendes mitgetheilt.

Auf dem Gipfel des Godesberges stand eine alte, vom Volk hochverehrte Kapelle des hl. Michael; und so geheiligt war diese Stätte, daß aus Scheu vor dem Heiligthum noch keiner es gewagt hatte, auf diesem Platze eine Burg zu errichten, wie sehr auch die günstige Lage des Ortes dazu lockte. Der Erzbischof Theodorich aber (1210) war weniger fromm, unbekümmert um den Volksglauben unternahm er den Bau. Doch indeß ihn dafür ein jäher Tod traf, da sah man den Erzengel Michael, wie er zürnend mit ausgebreiteten Fittichen zum Stromberg hinüberflog, aber ein voller Reliquienschrein aus jener Kapelle machte zugleich die wunderbare Reise mit. So entstand denn aus der Michaelskapelle am Godesberge, die Peterskapelle am Stromberge sammt jenem Kloster, das man bald nach dem nächsten

Bache Heisterbach (junger Baum, franz. hêtre), bald nach dem nächsten Thale, St. Maria im Petersthal am Stromberg nannte. Jener Godesberg heißt in Lacomblets Urkunden des zehnten Jahrhunderts (Nr. 97 und 117) Wodenesberg, und in des Cäsarius Dialogen Wudinsberg: in Gudinsberg, vel ut alii dicunt, in Wudinsberg. Das Heiligthum des alten Heidengottes Wuotan, (fränkisch, Goden: Godesberg) gieng also im neuen Glauben an den hl. Michael über, von dem Simrocks Myth. 276. 320 und Wolfs Beiträge 1, 32 nachweisen, daß er am besten geeignet war, beim Heidenvolke ein Stellvertreter der abgeschworenen kriegerischen Gottheit zu werden. Odhins Name aber ist auch hiemit getilgt. In der nachfolgenden Legende bricht er wieder durch. Wo jetzt die Stadt Oedtmarsen ist, da wohnte einst der Heide Odinarius und ist auch da begraben. Erst errichtete man ihm eine hohe Pyramide, dann trat an deren Stelle ein Kirchlein. Das gewölbte Grab ist unversehrt geblieben und befindet sich unter der Schwelle der Kirchenthüre. Wolf, Ndl. Sag. Nr. 11.

Der hl. Martinus soll in den Orten des Waldstättersees im J. 450 auf seiner Heimreise aus Italien das Christenthum zuerst gelehrt haben. Er ist deßwegen in den drei Waldstätten zum Kirchen- und Landespatron angenommen, in die Kirchen- und Landessiegel der drei Länder gesetzt. Erst später hat Unterwalden allein den hl. Remigius dafür erwählt. Im Aargau war er Patron der ältesten Episcopalkirche zu Windisch, wie die dortige Steininschrift beweist; vrgl. Argovia 1861, 55. Auch des Chorherrenstiftes zu

Rheinfelden Patron ist er, die Klosterkirche zu Muri wird bei ihrer ersten Erneuung 1064 in seinen Ehren geweiht und ihr 1168 die Martinskapelle zu Boswil im Freienamte durch Graf Otto v. Habsburg geschenkt. Murus et Antemurale (1) 45. (3) 80. Im reformirten Theil des Aargaus tragen verschiedene Feldstrecken gleichfalls noch seinen Namen, und sonderbare Erklärungen hört man darüber angeben. So heißt eine Wiesenanhöhe in der südlichen Zelge des Gemeindebannes von Kulm Martislohn. Der früher hier gewesene Hain (Lohen) wird jetzt in den Arbeitslohn eines angeblichen Martin ausgedeutet, der als fleißiger Knecht des Schloßherrn von Liebegg diese Waldstrecke urbar gemacht, dann von letzterem zum Geschenk erhalten haben und nun auf der Anhöhe unter einer alleinstehenden Eiche begraben liegen soll. Von einer hier gewesenen Kirche weiß man nichts mehr, jedoch von einer versunkenen Heidenstadt. Der alte Tempelbau liegt also hier verschüttet, gleichwie die Grundmauern der ersten Wittnauer Kirche, da man sie draußen im Ackerfelde legte, „rutschten." Ebenso hatte das Schloß Wernigerode anfänglich Rochefort geheißen, weil es von seiner Stelle auf den gegenüber gelegenen Berg „fortrutschte." Pröhle, Harzsagen 2, pg. 183.

Kirche zu Magden.

Die Kirche zu Magden im Frickthale sollte in der Niederung des Dorfes auf der sogenannten Pfrundmatte erbaut

werden, die zunächst dem heutigen Schulhause gelegen ist. Allein das zur Stelle geführte Bauzeug fand man nacheinander durch unsichtbare Macht auf die Spitze eines großen Weinberges hinaufgeschafft, der durch das edle Gewächs des Magdener Weines namhaft und durch seine malerische Lage reizend ist. Hier, am Chilperg, wurde hierauf Pfarrhaus und Kirche erbaut und diese in den Ehren des hl. Bischofs Martinus geweiht. Das Pfarrhaus steht gleichfalls mit droben am Berge, während die ihm zugehörende Pfrundmatte fernab drunten im Dorfe liegt. (So heißt der Kirchenplatz in Jugenheim Pfarrgarten und liegt unterhalb der Ortskirche, denn auch von ihm zur Höhe hinauf trugen die Engel Nachts das Baumaterial. Wolf, Hess. Sag. Nr. 273.) Eine Anhöhe im Süden von Magden wird Schloß geheißen, sie trägt noch Spuren von Wall und Graben, zwei zunächst gelegene Landstücke heißen Junkernholz und Grafenhalde. Als der Edelmann, sagt man, dem diese Güter gehörten, ohne Erben starb, fiel all sein Vermögen der Gemeinde anheim. Eine andere Landstrecke, Namens Haglesten, hat noch einen heute zwecklos gewordenen Sodbrunnen. Die Sage versetzt hierher ein Römerschloß, und häufige Ziegeltrümmer im Boden scheinen hiermit überein zu stimmen. Die Standstelle eines anderen Schlosses sieht man ebendaselbst auf dem Bühl Hermleste, der urkundlich Hermenstal heißt. Hier soll Hirminger, der berühmte Graf des Frickgaues, der Hunnenbesieger, gewohnt haben. Er wird geschichtlich ums Jahr 926 angesetzt. Eine sogenannte Donnereiche steht zunächst dem Dorfe auf der Höhe und hat

ihre eigne Sage. Der Ortsname Magden begegnet in den Urkunden vom Jahre 1036 an; er findet sich in seinen wechselnden Namensformen verzeichnet und erklärt: Argovia 1861, 100, und aus der daselbst geführten Untersuchung ergiebt sich, daß der Boden Magdens in der Römerzeit bereits von der Cultur gepflegt gewesen ist. Die nachfolgende christliche Zeit mochte allerdings erst gezweifelt haben, ob sie ihre erste Kirche hier auf heidnischen Ruinen schicklicher Weise aufführen dürfe, sie versetzte daher jene auf den entfernteren Berg, stellte aber doch den schwertführenden ritterlichen Martinus mit hinein, und umgieng damit behutsam den alten Schwertgott, dessen Kriegs- und Siegeswunder gerade in diesen Gegenden und noch im Jahre 1000 so lebendig geblieben waren, daß die Aargauer Sagen Nr. 459 ausführlich darüber zu erzählen vermögen.

Kirchenbau zu Rothenfluh.

Rothenfluh in Baselland, der Frickthaler Grenze zunächst, bestand früherhin aus drei Berghöfen, deren jeder sich Dorf nannte. Das Oberdorf nahm die Stelle des heutigen Rothenfluh ein, Mittel-Rothenfluh lag eine Viertelstunde tiefer, wo nun der Sägehof ist, und weitere fünf Minuten davon entfernt lag jenseits des Thales Unter-Rothenfluh. Diese drei Dörfer giengen durch ein Hochwasser zu Grunde, das aus dem Passe der Schafmatt hervorbrach. Als die Einwohner sich neuerdings hier anbauten, entstanden zwei Parteien, die

sich gegenseitig über die Baustelle stritten, welche nun der Ortskirche gegeben werden sollte. Endlich einigte man sich, sie in Unter-Rothenfluh auf der Mittagsseite zu beginnen, wo schon früher eine Kapelle gestanden hatte. Allein die dahin geschafften Bäume und Steine fanden sich an einem Morgen auf die entgegengesetzte Thalseite geschafft nach derjenigen Berghöhe, welche man Im Hof nennt, und wo heute die Kirche wirklich steht. Man brachte zwar das Bauholz wieder auf seinen bestimmten Platz zurück, jedoch schon am nächsten Morgen hatte es abermals seinen Weg zum Berg hinüber genommen, auch die gegrabenen Fundamente fanden sich verschüttet, nicht Kalk noch Ziegel waren mehr da. Nun brach der Streit los, man warf sich gegenseitig Betrug vor. Als daher die Nacht zum dritten Male anbrach, ließ man sich nicht mehr an den schon aufgestellten Wachen genügen, sondern Mann für Mann schleppte Balken und Steine herbei, ein Jeder mit dem Entschlusse, auf seinem mitgebrachten Werkstück zu übernachten. Doch siehe, als die Sonne aufgieng, da saßen die guten Leute zwar noch auf ihren Steinen und Balken, allein miteinander auf der andern Dorfseite drüben. Da gedachte man, es sei vielleicht Gottes Wille, auf dieser Stelle zu bauen, die Kirche kam auf den von ihr selbst gewählten Platz, und da steht sie denn noch. Als man auf dem frühern Bauplatz vor drei Jahren ein Kalkloch grub, traf man auf Mauern, die mit großen Sandsteinquadern zugedeckt lagen. Auch zwei Gräber mit zwei Gerippen fanden sich da. Hier lassen sich zu gewissen Zeiten des Jahres zwei weiße Reiter sehen, die Nachts das

Landstück umreiten. Daneben fließt der Bach und in ihm geht bei veränderlichem Wetter der Thalhund unter so großem Geplätscher auf und ab, daß man es auf eine weite Strecke hin hört. (Fürsprech Ad. Schwarz von Rothenfluh.)

Kirchenbau in Möhlin.

Das Frickthaler Dorf Möhlin gehört unter diejenigen, die sich des höchsten urkundlichen Alters berühmen können. Es wird schon im Jahr 794 in einer von Amalrich an's elsäß. Kloster Murbach gemachten Vergabung mit aufgezählt: villa Melina. Und daß damit unser Frickthaler Dorf wirklich gemeint sei, erhellt aus der Urkunde bei Hergott, Nr. 179: in villis Mellin, in Frikgaudia. Die Ortstradition nimmt an, es habe an der Stelle dieses Dorfes ursprünglich nur eine Mühle gestanden, und heute noch sei das Geschlecht Müller ein daselbst besonders verbreitetes. Weder die Sprache noch die Geschichte hat etwas gegen diesen Dorfglauben einzuwenden. Denn der Ableitung des Ortsnamens aus dem Celtischen, vorgeschlagen von Mone, Gallische Sprache, S. 194, kann man sich in diesem Falle billig enthalten; und außerdem galt eine durch den Fluß getriebene Kornmühle der frühen Vorzeit als ein so bedeutender Besitz, daß man nach ihrem Namen nicht bloß ein geringes Dorf, sondern bekanntlich manche deutsche Städte benannt hat. (Vgl. hierüber die nachfolgende Erzählung vom Illnacher Kirchen-

bau.) Jener Platz im Dorfe, auf den die Kirche ursprünglich kommen sollte, ist mit einer alten Linde bepflanzt. Unter ihr stand bis gegen das Jahr 1856 ein Steinkreuz, das trotz dem schützenden Lindendache vor Alter endlich verfiel und nun durch ein neues auf der andern Seite der Dorfgasse ersetzt ist. Am alten Platze hat der Gemeinderath ein Spritzenhäuschen errichtet, das der Dorfwitz Narrehüsli nennt. Als man an diesem wohlgelegenen Orte den ersten Kirchenbau begann, fand man das am vorigen Tag Aufgeführte mit jedem Morgen jenseits des Baches auf den schon genannten Hügel hin gebracht. So ergab man sich zuletzt in diese Unerklärlichkeit, führte hier die Kirche auf und weihte sie dem hl. Leodegar. Ein hinter dem Hochaltar eingemauerter Stein, mit Wappenschilden der Beuggener Comthuren verziert, soll Urkunden oder sonst Werthsachen in sich verschließen; und man hofft dieselben beim Neubau der Kirche zu erheben, um den es sich schon seit einigen Jahren handelt. (Jos. Waldmeyer von Möhlin.)

Illnacher Kirchenbau.

(Kanton Zürich).

Als die Römer in der Gegend von Illnau, im Züricher Bezirke Pfäffikon, ihre Quartiere hatten, wünschten sie ihren Göttern einen Tempel zu erbauen. In der Nähe von Ober-Illnau begannen sie mit Hülfe der Eingebornen auf einem Hügel, welcher Gstück heißt, die Bausteine in großer Masse

aufzuführen. Allein diese wurden in einer einzigen Nacht von unsichtbarer Hand dahin getragen, wo nun im Dorfe Illnau die Ortskirche steht. Die Heiden schleppten zwar Alles wieder auf's Gstück zurück, doch blieb's vergeblich, denn schon in der nächsten Nacht war's da verschwunden und wieder nach Illnau gebracht. Da erkannte man, daß die Götter solches thäten und erbaute den Tempel, wo diese ihn haben wollten.

Als man im Jahr 1853 die Illnauer Kirche renovirte und den Taufstein weghob, zeigte sich drunter eine steinerne Treppe, die tief in die Erde hinabführte. Einige Arbeiter stiegen hinunter und gelangten in einen weiten Raum, in welchem sie Gerippe und Schädel fanden, auch einen Dolch und zwei Steinärte. Eine überaus verpestete Luft verhinderte am weiteren Nachsuchen. Man hielt den Ort für das Gewölbe, in welchem die Menschenopfer abgeschlachtet worden waren.

Im nahen Schüßleberg hört man ein Rauschen und Tosen, ähnlich einem durch das Innere des Berges gehenden Sturzbach. Leute, die Nachts an dieser Stelle vorbei kamen, behaupten, aus der Erde herauf das Klappern einer Mühle gehört zu haben, die der verborgene Bach treibt. Dies soll die Mühle sein, die längst nicht mehr steht, welche einst die erste in dieser Gegend gewesen war und von der Schüßleberger Quelle getrieben worden ist. (Otto Sutermeister in Küßnach, bei Zürich.)

Kirchenbau am Staufberg.

Zu einer Zeit, da die Stadt Lenzburg noch ein Dorf war und mit den Nachbarorten Niederlenz, Staufen und Schafisheim zusammen eine Gemeinde bildete, war man übereingekommen, eine Kirche zu erbauen, an einem Platze, der gleichweit von den ebengenannten Dörfern entfernt wäre. Man wählte dazu eine Stelle auf dem Lenzhardfelde, die jetzt noch wohlbekannt ist und mit ihrer muldenförmigen Austiefung des Bodens auf die Gestalt des Schiffes einer Kirche hinweist. Dieser Platz liegt unfern dem alten Hochgerichte zu den Fünf Linden und hielt die Mitte zwischen Lenzburg, Niederlenz, Staufen und dem Lenzhard. Balken und Gesteine waren herbeigeschafft, am folgenden Tage sollte der Bau beginnen. Doch da die Arbeiter herankamen, war das ganze Baumaterial verschwunden und erst die Leute im Dorfe Staufen meldeten nach zwei Tagen, dasselbe liege alles droben auf der Spitze ihres Berges, von dem aus man über Aarthal und Seeland, in den Schwarzwald und in die Alpen weit hineinschaut. So baute man die Kirche auf den Staufberg, weihte sie dem hl. Nikolaus, und noch die Königinn Agnes dotierte sie mit einer berühmten Glocke, deren Geläute einst bis nach Zürich gehört worden ist. Wie sie aber um ihren Ton wieder gebracht worden ist, dies ist in den Aargau. Sagen Nr. 470 bereits erzählt.

Da Lenzburg schon ein ummauerter Flecken geworden, war es noch immer pfarrgenössisch in Staufen. Im alten

Verzeichnisse der Constanzer Dekanate heißt es daher: Stôffen ecclesia, oppidum vero Lenzburg. Der Name dieses Berges gab frühzeitig zu falschen Ableitungen Anlaß. Denn Staufberg hieß auch jener Berg im Eichsfelde, auf welchem die Bildsäule des Heidengötzen Stufo gestanden haben und durch des Bonifacius Verfluchung in einen sich öffnenden Abgrund versunken sein soll, der jetzt noch Stufensloch heißt. Bonifacius habe dann den Namen des Berges in Gehülfenberg, mons auxilii, christlich umgewandelt. Gregorii Curieuse Orographie. Frkft. 1715, 438. Daraufhin hat man den ohnedies fraglichen Götternamen Stufo herbeigezogen zur Erklärung der mehrfach vorkommenden Staufberge und Hohenstaufen, wie solche im würtemberg. Gemünderthale, im baier. Reichenhaller- und Immenseer-Thale, als hemmende Naturschleußen und Thalriegel gegen uralte Fluß- und Seeüberschwemmungen dastehen. Ganz in diesem Sinne erklärt sich sprachgeschichtlich der Name; das ahd. stiopan, prolabi (Haupt, Ztschr. f. deutsch. Alterth. 3, 120) kommt auch in der Edda vor und entspricht den Keronischen Glossen: stausa: cautes, rupes. Vgl. Graff, Diutisca 2, 17. Die Staufberge sind Wallfahrtsberge des Heidenthums und werden ebenso, wie unsre jetzigen, auch schon ihre geordneten Reihen von Gebetsstationen gehabt haben. Dies verrathen ihre mit besondern Sagenzügen ausgestatteten einzelnen Oertlichkeiten. Sie wurden regelmäßig an den Tagen der Sonnenwende von Alt und Jung erstiegen, dann blieb man das Jahr über heil und gesund. Darum werden sie von den Chronisten, Schönenberge, Heils- und Hülfsberge (mons auxilii, Mariahilf)

genannt. Das Kirchdorf Heilsberg in Thüringen besitzt einen Berg, der deßwegen Heilsberg und Viehberg genannt ist, weil der hl. Bonifacius sein Roß darüber hin zur Weide trieb. Ein Hufeisen hängt seitdem angenagelt an der Kirchenthüre, auch ein Heilquell fließt daselbst. Wolf, Beitr. 2, 94. Solcher Berge sind in unserer Gegend, mit demselben noch immer andauernden Volksbrauche: besonders die Gislifluh mit Baldern, im Züricherlande der Uetli mit Baldern, und der Irchel. Ausführlicheres über die dabei geltenden Ueblichkeiten steht: Aargau. Sag. 2, pg. 291. Heilsteine mit Fußspuren, in die man kranke Glieder legte, Höhlenklüfte, welche der Leidende durchkroch, Quellen, die man zur Heilung trank und denen man ein Blumenopfer brachte, kennt man auf ihnen meistens auch jetzt noch. Die Opfersteine vom alten Altar nennt man, wo sie noch nicht gesprengt oder gestürzt sind, Bett (gothisch badi, altare), Heidenkirchen, Teufelssteine, Teufels Roßstall, Herdmändlistein. Aus dem alten Namen Helfholz, Hülfenberg ist dann ein Sanct Hülfe geworden, oder ein Berg zu den hl. Nothhelfern, kurz eine Uebersetzung aus St. Salvator in ein St. Gehelfe. Nachweise über diese Namenswandlung: in Kuhns Westfäl. Sag. 1, Nr. 25. Der Namenswechsel zwischen Donnergott und Salvator verräth sich noch im Namen der Hauswurz; wir nennen sie Donnerkraut, Donnerwurz, Donnerbart, englisch heißt sie Jupiters beard, im Waadtländer Patois Joux barbe. Urkundlich ist unser Dorf Staufen erwähnt 1036: Stouffen, Brugger Neuj. Blätter. Im J. 1300 schreibt das Habsburg. österreich. Urbar, pg. 159: ze Stoufen die kilchen,

diu giltet über den pfaffen LX marc silbers. Sie hat also damals schon die hohen Erträgniße, um deren willen sie auch noch nach der Reformation gerühmt wird. So schreibt z. B. der Thuner-Pfarrer Rebmann, Ein lustig Gespräch des Niesen und Stockhorn, Bern 1620, pg. 461:

Der schön Stauffberg mit der Pfarr,
fruchtbar vnden vnd obenhar
von wein vnd anderer fruchtbarkeit,
dem Kirchendiener viel ertreit.

Das in dieser Legende vorausgenannte Dorf Schafisheim, das auch heute noch zu Staufen pfarrgenössisch ist, glaubt man zu erkennen in jenem Hofe Scalfroltiswilare, dessen Vergabung schon in einer Urkunde aus dem IX. Jahrh. vorkommt. Brugger Neujahrs-Bl. 1827, pg. 26.

Der hl. Nikolaus, Kirchenpatron zu Staufberg, gleicht in der älteren, bei uns noch geltenden Volksvorstellung, mehrfach dem zu Rosse einherkommenden Martinus; er reitet gleichfalls auf dem Grauthiere, und unsere Kinder legen um Weihnachten Heu zwischen die Fenster, damit sein vorbeikommendes Eselein Futter, der Heilige aber dadurch Zeit finde, den Kindern des Hauses eine Bescherung einzulegen. Zugleich ist Nikolaus allenthalben in der Schweiz der Patron der Schifferzünfte, sein Standbild ist an allen unsern Seen und Strömen aufgestellt.

Die Gislijungfer.

Zunächst dem Bergdorfe Thalheim im Aarauer Jura liegt ein sonniger, sanft geformter Hügel, das Häuptli. Er

soll ehedem einen Heidentempel getragen haben, und den Glauben an hier dargebrachte Opfer halten die zahlreichen Knochen von Hausthieren immer noch rege, auf die man hier bei der Feldarbeit stößt. Hernach wählten sich die Christen denselben Hügel aus zum Aufbau ihrer ersten Kirche. Jedoch das fertig gezimmerte Bauholz flog zwei Nächte nacheinander vom Häuptli hinüber an den Fuß der Gislifluh, deren hohe Wand jenseits das Thal abschließt. Der Hergang steht bereits in den Aargauer Sagen 2, Nr. 477 verzeichnet; dorten ist erzählt, wie hier oben die neue Bergkirche entstand und den beiden Nachbardörfern Thalheim und Veltheim gleichmäßig angehörte, und wie dieselbe erst dann wieder eingieng, als das Völklein anfieng, träge zu werden und den Kirchweg auf das Bergjoch allzuweit zu finden. Darauf erbaute Veltheim sich seine eigene Dorfkirche; doch auch dies ist schon in so früher Zeit geschehen, daß noch die hl. Gisela ihre Einsiedelei droben auf der Fluh zuweilen verließ und in diese neue Dorfkirche hinabgegangen kam. Was sich auf solchem Gange einmal zugetragen hat, soll hier erzählt werden.

Die Stelle des Hauses, worin die Heilige gewohnt hat, zeigt man oben am Berge, gerade da, wo der Fußsteig von Oberflachs nach dem jenseitigen Dorfe Gauenstein durch das Walddickicht sich wendet und wo nun bald ein spukendes Kalb, bald ein Füllen, bald der Schimmelreiter erscheint. Aargau. Sag. Nr. 254. Dorten hat Fäsi noch das Gemäuer von der Gislikapelle erblickt und davon in seiner Helvetischen Erdbeschreibung (Zürich 1765. 1, 621) Erwähnung gethan.

Balderen heißt dieser Platz, also gleichnamig wie jener Höhenpunkt auf dem Züricher-Uetlisberge hieß und heißt, wo die beiden Königstöchter Bertha und Hildegard wohnten, als sie das Frauenmünsterstift zu Zürich erbauten. Die hl. Gisela war sehr reich, benützte aber ihre großen Besitzthümer ausschließlich zu Wohlthaten und half allen Armen. Sie war auch so fromm, daß die Thüre der Kirche zu Veltheim von selber aufgieng, so oft Gisela zum Gebete herankam. Und so makellos lebte die Heilige, daß schon nach einer ganz geringen Verschuldung selbst dieses Wunder aufhörte. Als sie einmal von ihrer hochgelegenen Wohnung wieder zur Kirche herabstieg und durch die Hädermatten und das Mooshölzlein bis in den Erlibach gelangt war, fühlte sie sich sehr ermüdet, sie zog daher einen Rebstecken aus dem Weinberge und legte damit den abschüßigen Bergweg zurück. Von da an öffnete sich die Kirchenthüre nicht mehr von selbst.

Der reformirte Bauer, der diesen Umstand mittheilte, fügte rationalisirend bei: d'Chiletür' werd, denk-e wol, nie vor-em sëlber ûfgange sî; es werd amme-n eine' dehinder passet ha, bis Sie cho isch, und denn gschwind d'Chiletür' ûfg'rissä ha, wie's die Katholische n'amme gmacht hänt.

Als sie starb, vermachte sie den drei Dörfern Veltheim, Oberflachs und Schinznacht den Eichwald Alspolter, der am Fuße des Berges, links der Straße von Veltheim nach Oberflachs, gelegen ist; stellte dafür aber die Bedingung, daß man zu ihrem Andenken in Veltheim und Schinznacht jeden Abend die Glocke läute; Oberflachs blieb davon aus-

genommen, denn es hat keine Kirche; Schinznacht und Veltheim aber sind seither die einzigen reformirten Gemeinden im Aargau (vielleicht in der ganzen reformirten Schweiz), wo sich dieses Fi'rôbe-lüte bis heute erhalten hat, und der Veltheimer Sigrist versichert, man dürfte es jetzt noch nicht wagen, dieses Läuten einmal auszusetzen.

Die hl. Gisela wird jetzt noch zuweilen von Kindern beim Holzlesen im Bergwalde erblickt und sie wissen es stets zu rühmen, wie freundlich die Gislimatt-Jungfer ihnen begegne. Sie ist weiß gekleidet und trägt ein schwarzes Handkörbchen. Einen Mann von Veltheim hat sie einst von seinem Hause weg — jetzt des Sigristen Wohnhaus — zu ihren Schätzen hinauf führen wollen; aber er fürchtete sich und folgte der winkenden Frau nicht. Judithli hat jener Bauer geheißen, nach seiner Mutter Vornamen. Nicht zur Strafe muß sie auf der Oberwelt erscheinen, sondern um ihre verborgenen Reichthümer in die Hand eines Würdigen legen zu können. Sobald dieser gefunden ist, wird Niemand weiter sie zu sehen bekommen. (Theod. Haller von Veltheim.)

Die hl. Kunigunde zog auf ihrem Kirchgange zu Bamberg einen Pfahl aus den Reben, da blieb die Kirchenthüre ihr versperrt, bis sie ihn wieder wegwarf. Schöppner, Bair. Sagb. 3, pg. 368; dieses Wunder läßt Rader, Bavaria Sancta, in der Stephanskirche zu Dießen sich zutragen.

St. Liutperg („Luib") im Schwäbischen zog, da er bei der Stadt Mengen vorbeigehend durch die Schneewasser der Ablach waten mußte, einen Pfahl aus dem nächsten Gartenzaun, und gieng damit zum Gottesdienste nach Ennentach.

Aber die Kirchenthüre, die sich ihm sonst von selbst öffnete, blieb nun verschlossen. Aehnliches gilt auch vom St. Ulrich und von der Heilwigis. Birlinger, Schwäbische Sag. 1, Nr. 631—636. Das Erdmännchen, das täglich von Dangstetten aus bis nach Zurzach in die Stiftsmesse gehen muß, zieht auf seinem abschüßigen Wege einen Rebstickel aus dem Weinberg aus, kommt damit an das Ufer des Rheines und will wie sonst auf seinen angeschnallten Schnabelschuhen den Strom überschreiten. Doch diesmal sank der arme Teufel unter, zur Strafe für seinen begangenen Feldfrevel. (Naturmythen 1862, pg. 115.)

Alle die aus dem Leben der Gislijungfrau erzählten Züge wiederholt die Tiroler Aelplersage von den Saligen Fräulein. Diese wohnen auf dem Gebirge und singen von ihm lieblich herab, verschenken Brod, Milch und endloses Garn, geben guten Rath, bringen den Haussegen und lieben die Kinder. Jetzt noch pflegt der zur Alp fahrende Tiroler, sowie er sein Berggut neuerdings betritt, ein Sprüchlein zu den Saligen zu beten, obschon er zugleich annimmt, daß sie heidnische Jungfrauen sind und von dem W. Mann und dem W. Jäger verfolgt werden. Das Nähere hierüber ist in Zingerles Tiroler Sagen und Märchen nachzusehen. In die Sprache des neueren Aberglaubens übersetzt, sind diese Saligen unsere Hexen, welche auf Bergen singen und tanzen, Kinder entführen, Wetter machen, Salz entlehnen, Milch und Butter stehlen, sich in Thiere wandeln, und zuletzt des Teufels werden. Auch ihretwegen, aber gegen sie wird noch gebetet.

Vorgeschichten der Kirche zu Suhr.

Südöstlich von der Gönhards-Waldung beim Dorfe Suhr, wo das Suhren- und Wynenthal sich vereinigen, führt ein Weg links von der Heerstraße ab in das sogenannte Oberthal, einen Weiler in einem engen Waldthälchen. Der nächstgelegene Waldhügel heißt Rüfengrind. Hier soll die ursprüngliche Standstelle der Dorfkirche von Suhr gewesen sein, bevor dieselbe eigenmächtig auf ihren jetzigen Standpunkt im Kirchdorfe sich begeben hat. Hierüber noch nachher. — Die sumpfigen Matten am Fuße des Rüfengrind haben einen seltenen Reichthum interessanter Alterthümer ergeben. Als das Dorf Suhr vor etwa dreißig Jahren sein neues Schulhaus errichtete und man auf diesen Bergmatten nach Bausteinen grub, stieß man zwei Fuß unter der Erde auf eine dreißig Fuß lange und eben so breite Felsplatte aus Sandstein-Molasse. Die nachfolgende Beschreibung derselben kommt aus dem Munde eines uralten Mannes, der dazumal bei dieser Arbeit selber manchen Tag beschäftigt gewesen war. In der Mitte jener Platte sah man ein sechs Fuß langes und vier Fuß tiefes Grab ausgehauen, in welchem die Trümmer eines menschlichen Skeletes sammt dem Schädel lagen. Rings um die Grabhöhle herum waren in die Felsplatte hinein Formen von tellerähnlichen Gefäßen eingehauen, deren Durchmesser über einen Fuß betrug. Nur der Rand dieser Gefäße war reliefartig im Felsen ausgehauen, in ihrer Grundlage hiengen sie mit dem Mutter-

gesteine zusammen. Gleichwohl aber waren einige derselben mittelst eines scharfen Keils, dessen Einschnitt noch bemerkbar war, schon ehedem vom Felsen abgesprengt worden und lagen um das Grab herum, ja eines von ihnen auf dem Schädel des Skeletes selbst, gleich einem schützenden Deckel. An der Fußseite des Grabes war außerdem eine rundliche Vertiefung eingehauen. Als man den ganzen Felsen sodann sprengte, um ihn zu den Thürpfosten des Schulhauses zu verarbeiten, fand man zwischen ihm und seiner Unterlage, dem wirklichen Gebirgsfelsen, der aus dem Leber- oder Gallenstein besteht, zwei Hufeisen liegen; beide waren an ihrer Rundung sehr breit, hinten an den Dornen sehr schmal, hatten ringsum auf der Unterseite eine Hohlkehle und zeigten durch ihren äußerst feinen Klang, daß sie gut geschmiedet waren. Nicht weit von dieser Stelle entdeckte man in Tuffstein gehauen ein ähnliches Grab, zwar an Umfang viel kleiner, aber im Gestein gleichfalls mit solcherlei tellerförmigen Verzierungen umgeben. Sechs Fuß unter der Erde lagen unbehauen gut erhaltene Baumstämme, in deren Nähe abermals ein Skelet ausgegraben wurde, welches, wie die Arbeiter behaupten, aufrecht im Boden stand und ein Instrument in den Armen hielt, das man für eine Hellebarde ansah. Die Leute meinen, jene beiden Felsplatten hätten einst auf der Spitze des Hügels gelegen, an dessen Fuße sie nun entdeckt wurden, und seien durch einen Bergsturz mit herabgebracht worden. Wirklich zieht sich oben vom Hügel herab eine Erdriese, nämlich eine solche Rinne wie sie nach einem stattgehabten Bergsturz zurückbleibt, und

in Folge dessen sind auch die unten liegenden Matten noch versumpft. Dieser Naturvorgang liegt in dem Localnamen Rüfengrind deutlich ausgedrückt; Grindel wird die einem Riegel gleich das Thal abschließende Bergwand genannt, und Rüfen, Rüfinen nennt der Aelpler die Erdschlipfe. Daß auf der Spitze des Hügels ein Grabfeld oder eine Opferstätte gewesen ist, läßt sich aus vielen Umständen entnehmen. Als man droben die Wurzelstöcke gefällter Tannen ausgrub, traf man auf Rundpflasterung von etwa zwölf Fuß im Durchmesser, mit großen Kieseln geregelt besetzt, welche dorten nicht vorkommen und daher heraufgetragen worden sein mußten. Der innere Theil dieser Pflasterung, gegen sechs Fuß Durchmesser haltend, war doppelt besetzt, so daß hier die eine Kiesellage auf die andere zu liegen kam. Als man die obere Lage wegbrach, fanden sich zum Erstaunen der Arbeiter zwischen diesen beiden Kieselschichten des innern Kreises Kohlen. In der nächsten Umgegend zeigt sich der Boden ziemlich reich an Ziegeltrümmern, Urnenscherben, Nägeln und Todtengebeinen. Auch Münzen, welche die Form eines Dreieckes haben sollen, will man schon wiederholt gefunden haben. Auch trägt ein benachbarter Waldplatz den Namen Kaibenstatt, weil hier angeblich Heiden begraben liegen. (Traug. Hagenbuch v. Aarau, wohnh. in Suhr.)

Man hält daher diese gepflasterten Waldstellen für den ursprünglichen Standplatz der Suhrer Heidenkirche und erzählt über deren Wanderung Folgendes.

Zwei Parteien zu Suhr haderten mit einander, wohin der Neubau der Kirche kommen sollte, und die eine begann denselben

im Breitenloh. Dies ist eine Waldhöhe zwischen den Dörfern Hunzenschwil und Suhr, an deren Fuß die Heerstraße vorbeigeht. Auch hier hat man unlängst heidnische Gräber entdeckt, deren hohes Alter sich aus den Steinwaffen (Schleuderstein) ermessen läßt, die man unter den Wurzelstöcken gefällter Bäume hervorgegraben hat. Dreimal hatte man schon im Breitenloh die Grundsteine zur Kirche gelegt, doch immer wieder waren sie hier spurlos verschwunden und auf die Spitze eines jenseitigen Bergzuges gebracht, welche man den Pfaffenhügel nennt. Da Niemand zu sagen vermochte, wer die Steine von der einen Höhe zur andern hinüber getragen haben konnte, so nahm man an, es werde Gottes Wille sein, die Kirche an dieser Stelle aufzuführen. Da thront sie nun über dem Dorfe mit ihrem schlanken Thurm, weithin sichtbar durch die Landschaft. Vom Kirchhof führt ein Höhenpfad durch die Waldung des Gönhards nach dem Dorfe Entfelden. Er heißt das Todtengäßlein, weil man auf ihm die Leichen zur Bestattung nach dem Kirchhof her gebracht haben soll. Jetzt ist dieser Weg die Weidbahn des Wilden Jägers und seiner Hunde. Hier wird dieser Wilde Jäger der Holzweibel Landluegi genannt, denn der Wald ist sein Eigenthum und sein Amt ist, alles Land forschend zu durchschauen. (So heißt auch der ausziehende Rodensteiner im Odenwalde Landgeist, und in Schwaben Weltsjäger.) Die verzauberten Thiere, die ihn begleiten, haben sich verkörpert zu jenem goldenen Kalb, das in den Felsenklüften dieses Kirchberges versenkt liegen soll. Davon haben bereits die Aargauer Sagen 1, Nr. 93, jedoch nicht ganz vollstän-

dig erzählt. Es hat nämlich der Lambibach, der das Dorf Suhr durchfließt, seinen Namen von dem Lambböli, dem an ihm wohnenden Dorfthiere. Dieses sah man des Nachts hier in Gestalt einer Schildkröte, was wohl richtiger bloß Kröte wird heißen sollen. Sie blähte sich zu einem colossalen Thiere auf (Böli bedeutet Scheuchbild) und „flotschte" oder platschte in dieser Gestalt durch's Wasser, indem es dumpfe klägliche Töne hören ließ. Es ist einst plötzlich verschwunden gewesen und zur großen Freude der Umwohner seitdem nie wieder gekommen.

Das Dorf Suhr trägt seinen Namen von dem hindurch ziehenden Suhrflüßchen. Als Ortschaft Suron begegnet es im Jahr 1036, Brugger-Neujahrbl. 1827, und wird an's Kloster Wettingen 1273 vergabt. Wettinger-Archiv. Die Habsburger tagen daselbst wegen einer Gütertheilung: Geschichtsfreund 4, 275. Sodann um's Jahr 1300 im Habsburg-österreich. Urbar, pg. 160 und 334: ze Sure, (ze Sura) der vorst, der giltet ij swîn, der ietweders V. schilling den r̥ wert sin sol. diu hêrschaft lihet ouch die kilchen ze Sur unde die kilchen ze Arowe, diu dar în hœret, die geltent beide über den pfaffen ûf LX marc silbers. — De area, sita an der wîden, juxta ecclesiam in Sur, macht Mechtild Langin de Sura Vergabungen an's Stift Schönenwerth. Jahrzeitb. von 1435, im Urkundio, 1, pg. 85.

Der Name Sur kommt vielen Gewässern zu in Baiern, im Elsaß, in Luxemburg. In der Schweiz findet er sich im Namen der Surenen-Alpen, die hier entspringende Aa hieß

ehemals die Suren. Eine Engelberger Urkunde von 1125 besagt über einen Theil Unterwaldens, der um Buochs gelegen ist, wo die Aa in den Vierwaldstätter-See mündet: in pago Suricôwe in comitatu Surin. Fäsi, Helv. Erdbeschreib. 2, 305. Ebenso hat das Gewässer dem See und dem daran liegenden Städtchen Sursee den Namen gegeben.

Die Kirchen zu Elsingen und Bözen.

Die Burgruine beim Frickthaler Dorfe Elsingen wird bald bis auf's letzte Gestein verschwunden sein und nichts von sich zurücklassen als den Namen ihrer Standstelle Schlößlirain. Und doch sind die Schatten ihrer frühesten Bewohner auch jetzt noch manchesmal zu vernehmen unter nächtlichem Hufschlag, Waffengeklirre und Toben. Wenn da einer vorbeigeht, der etwas aus der Waisenkasse und dem Gemeindegut zur Unzeit in den Sack gesteckt hat, der muß sich beeilen, all' sein Geld zusammen wegzuwerfen, eher wird er der gespenstischen Peiniger nicht los.

Hier hausten zwei Brüder, vom Volke die hungrigen Wölfe genannt. Weder ein Thier auf der Weide, noch ein Garbenwagen auf dem Felde war sicher vor ihnen. Im Zwiste über eine Beutetheilung erschlugen sie sich gegenseitig. Nach den Raubrittern erschienen hier die Mönche und bauten sich das Schloß in Kloster und Kirche um. Dann sind auch diese wieder abgezogen. Von ihrer Kirche aber haben sich die Grundmauern, Bruchstücke einer Glocke, sogar die alten

Kalkgruben mit gelöschtem Kalk nach und nach wieder aufgefunden. Ringsum reden auch die Flurnamen noch davon. Eine Höhe heißt Kappehügel und deutet auf die dagewesene Kapelle, das Feld heilige Stöckle auf die längst verschwundene Feldsäule eines Heiligen zurück. Der Fahrweg nach Effingen heißt Chilchweg, zwei Landstücke in der Nähe des alten, nun leerstehenden Pfarrhauses, nennt man Chilhöfle und Hinter der Chile. Auf dem ehemaligen Kirchhofe, jetzt ein Fruchtfeld, wird mit jeder tiefer gezogenen Furche Gebein mit aufgeackert. In allem diesem erblickt man Ueberreste von einem großen Chorherrenstifte, das einst hier gewesen war, und welchem die Ortschaften Hornussen, Effingen, Bözen, Möhnthal, ja sogar noch Denschbüren im Aarauer Jura zinsbar gewesen sein sollen. Bekanntlich wächst in den Rebbergen von Elfingen wenn auch nicht gerade Tokaier, doch ein sonst ganz hübsches Tröpflein Wein, und dies reichte gerade hin, daß die Chorherren über demselben ihre Messen und Vespern all zu oft vergaßen. Da konnte der Schwarm der Wallfahrer aus dem Schwarzwalde mit müden Beinen und schwer beladenen Gewissen stundenlang vor dem Beichtstuhl warten, unsere Stiftsherren überhörten die Glocken und läuteten mit den Bechern fort. Das Strafgericht blieb nicht aus, die Kirche stürzte in Grund und Boden zusammen, die sündigen Priester erhielten den Abschied auf Nimmerwiedersehen. Aber zur Stelle müssen sie Nachts noch mit den Gläsern klirren, aus leeren Bechern trinken und wüste Lieder brüllen. Die übrigen Höfe und Dorfschaften, die einst zur Kirchgemeinde Elfingen gehört hatten, trennten sich

hierauf in katholische und reformirte. Wie es nun dabei des ferneren ergieng, dieß lassen wir unsern Ortsnachbar aus dem Dorfe Bözen im Nachfolgenden weiter erzählen.

(Johann Wülser, Lehrer in Elfingen.)

Von der Kirche zu Bözen.

Das Dorf Bözen, am Ausgange der Frickthaler Landschaft in das Aarthal gelegen, bildete vor der Reformationszeit mit den drei benachbarten kleinen Ortschaften Elfingen, Effingen und Sulz eine Kirchgemeinde. Sulz, im Frickthaler Sulzthale liegend, blieb bis heute beim katholischen Glauben; dagegen Elfingen, Effingen und Bözen traten der Reformation bei. Da aber ihre alte Kirche von Elfingen der anwachsenden Bevölkerung nicht mehr genügen konnte, beschloß man eine neue zu bauen und zwar auf dem Platze der alten. Doch dies war ein Unternehmen, bei dem Alles verkehrt gerieth; was man am Tage aufgebaut, fiel Nachts wieder zusammen, endlich fand man eines Morgens sogar die Balken und Bausteine alle spurlos verschwunden und auf einen Berg ob Bözen gebracht, welcher schon vorher Hinter der Kirche geheißen hat. Auch die zwei nächsten Höhenpunkte mit weiter Fernsicht führen den sinnverwandten Namen Pfaffenmatte und Chilerai, und zwar ist dieser letztere heute noch durch seine Gespensterthiere ruchbar, die sich bei jedem Witterungswechsel hier blicken lassen sollen. Hier in Mitte der drei Gemeinden überschaut man die ganze Gegend; neben einer einsamen Eiche entspringt eine Quelle und liefert das Wasser zu drei Brunnen. Die Heilkräfte, die man ihr zu-

schreibt, sollen um so wirksamer sein, je näher dem Ursprunge des Quells man das Wasser schöpft. Man konnte also keinen schönern Ort auswählen, sah in dem Vorgang einen Wink Gottes und erbaute hier die Kirche. Während dem nun das Dorf Bözen seine Kirche bekam, besaß das Dorf Elfingen noch immer das Pfarrhaus mit dem Pfarrer (heute ohne denselben), und weil zudem in Effingen ein altes Wirthshaus zur Glocke ist, so entstand über diese drei Dörfer das Sprichwort: Sie haben die Kirche zu Bözen, den Pfarrer zu Elfingen und die Glocke zu Effingen. (J. Heuberger von Bözen.)

Ueber Alter und urkundliche Namensform der Dörfer Bözen, Elfingen und Effingen läßt sich Nachfolgendes angeben. Der Bözberg heißt urkundlich 1180 Bozeberch. Murus et Antemurale (3) 19. Er wird hier zusammen genannt mit Schincennacho und Sisinchun, Schinznacht und Sisselen. Das Habsburg-österreichische Urbar (ed. Pfeiffer, 73) verzeichnet vom Jahr 1300 an hier ein herrschaftliches Amt: in dem amte, das dâ heisset ûf dem Bötzberge. — Elfingen im Frickthale wird im Jahr 1259 zusammen mit den aargau. Dörfern Rain und Holderbank aufgezählt: Eolfingen, Rein et Halderwang. Schöpflin, Alsatia Nr. 583. Ebenso in der Abtretungsurkunde des Klosters Murbach an Oesterreich im Jahr 1291. Pfeiffers Habsburg-österreich. Urbar 65 schreibt: die herzogen ze Osterrîche, die graven sint ze Habsburg unde herren über die höve ze Elvingen unde ze Rein. In derselben Quelle pg. 66 heißt es vom Dorfe Effingen im Frickthale: Ze Evingen ist eine taverne. Ze

Linne, ze Evingen unde ze Bötzen ligent österzehenden. Man ersieht aus dieser Stelle, wie alt das Wirthshaus zur Glocke in Effingen ist, da das angeführte Urbar schon vor 1300 angefertigt ist.

Von der Kirche zu Denschbüren.

Die alte Dorfkirche zu Elfingen war eingestürzt, die neue zu Bözen fertig gebaut, doch nun war das Dörflein Denschbüren im Aarauer Jura erst recht unberathen, da es von der Zeit der schon erzählten Trennung an in keiner der beiden Ortskirchen mehr pfarrgenössisch sein konnte. Es besaß selber keine Kirche, sondern nur eine geringe Kapelle, die längst zu alt und zu klein geworden war; aber auch diese konnte es nicht zum Neubau abreißen, denn die Partei der Altgläubigen im Orte litt es nicht, sondern lebte noch immer der Hoffnung, man werde den ihnen von der Berner Herrschaft aufgenöthigten Glauben ehestens wieder verlassen und zum allein seligmachenden zurückkehren. Nach einem fast hundertjährigen Zank einigte man sich zwar über die Nothwendigkeit eines Neubaues, durchaus aber nicht über den Ort, an den er kommen sollte. Auf der rechten Bachseite steigt mitten im Dorfe ein sonniger Hügel empor, an dessen Fuße die alte Kapelle stand, und dieser erschien der reformirten Partei der auserlesene Punkt; allein die katholische hatte just die ganz entgegengesetzte Lage im Auge. Gegenüber nämlich jener Burghalde, auf welcher die Burgruinen der Urgiß stehen, bildet ein Ausläufer des Hohen Strichenberges einen starken Vorsprung, dessen westlicher

Abhang die Bühlhalde, und dessen nördlicher die Pfaffenhalde genannt wird. Auf diesem Bühl nun ließ die mächtigere Partei den Bau beginnen. Allein die den Tag hindurch zugeführten Steine waren jede Nacht auf jenen vorhin genannten Dorfhügel hinübergebracht. Dies geschah durch unsichtbare Mächte unter furchtbarem Brausen und Tosen, es war, als ob sich die guten und bösen Geister nächtlich in der Luft bekämpften. Niemand durfte sich dabei aus Neugier blicken lassen. Wer das Haus verließ, kam mit geschwollenem Kopfe, mit ergrautem Haare, manchmal gar nicht mehr heim, sondern verschwand und gieng spurlos verloren. So verblieb durch die Macht der unsichtbaren Geister den Neugläubigen der Sieg, und die Kirche kam auf den Hügel, wo sie noch steht. Die Dorfkapelle an ihrem Fuße wurde abgerissen, aber noch lebt das Geschlecht der Kappeler im Dorfe fort, zubenannt nach dem kathol. Sigristendienst, welcher ihm an jener Kapelle erblich zugestanden hatte. Als man in diesen Jahren auf jener Kapellenstelle den Grund zu einem Hause grub, traf man auf vielerlei menschliche Gerippe, die nicht reihenweise nebeneinander, sondern gehäuft übereinander lagen. (Fr. Wärtli, nach der Erzählung des alten Dorfschmiedes von Denschbüren.)

Die urkundl. Formen des Dorfnamens Denschbüren, mundartlich ausgesprochen Daischberä, ergeben sich erst aus später Zeit, im Jahrzeitbuch des St. Johannserstiftes zu Laufenburg, einer Perg. Hds. aus dem 14. Jahrh. Daselbst heißt es Bl. 12b: Henricus Mollitor (Müller) de tenspürren vergabt Güter zu Laufenburg, Mettau und Ober-

hofen. Bl. 27 a: Beli de tenspurron, Gerdrut müllerin de tenspürren obiit. Das Däntschen bezeichnete in der Berner Kriegssprache das Aufwerfen von Wall und Brustwehre. E. v. Rodt, Gesch. des Bern. Kriegswesens 2, 326. In Hebels Gedicht „Statthalter von Schopfheim" bezeichnet der Tensch eine Schleuße, im Schwarzwald überhaupt das Steckbrett eines Wässergrabens, dagegen ist Däntsch im Emmenthale der Flußdamm der Emme. Alpenrosen 1822, 56. Vertentschen heißt uns, das Holzfundament beim Wasserbau legen. Eine Wegstrecke oberhalb Zurzach beim sogen. See hinführend, war ehedem gegen die dortige Moorstrecke mit Pfählen eingewandet und heißt daher Dentsch. Nach der mundartlichen Lautlehre werden alle n vor Gutturalen, Dentalen und Linqualen in æi diphthongirt; wie also aus Gespenst mundartlich Gespæist, aus Hengst hæist wird, so aus Denschbüren Dæischberä. Daraus erklärt sich auch jener Ackername Deutschland, den die südliche Zelge des Gemeindelandes vom Dorfe Kulm trägt, wo zugleich Reste eines Burgwalls und römische Ziegeltrümmer vorkommen; der Ort war gleichfalls ein Dentsch gewesen.

Stiftung der Abtei Embrach
(Kanton Zürich),

erzählt in einer handschr. Chronik der Abtei Muri.

(Aarauer Biblioth. MS. Bibl. Mur. fol. 80, Blatt 28).

Der Zeit, als die Grafen von Kyburg ehrlich und wohl regierten, nahmen sie zu an Ehr, Land und Leuten, zogen

gar viel Adels hinter sich, die nun allenthalben gar viel starker Häuser bauten. Und war um Embrach und dieselbe Gegend noch eine Wildniß, in Holz und Bergen gar rauh. Da wurden die Vesten gemacht Geilsperg, Wagenberg, Sal, Blauen, Grafensbüchel, Moosbrunn, Baldsberg, Riedenegg und Freienstein; alle so nah in der Revier zusammen gebauen, daß man von einer Veste in die andere rufen mag. Dienst-Edelleute kamen überein, ihnen und ihrem Gesinde eine Leutkirche zu bauen. Die ward bei Ober-Embrach an dem End angefangen, wo es noch der Kilchacher genannt ist. Doch was sie zuführten und den ganzen Tag rüsteten, kam die Nacht alles hinweg und ward in jenem Boden gefunden, darauf das Gotteshaus Embrach jetzo steht. Also ward dieselbe Kirche dahin gebaut. Nun waren in dem Berge, so da der Irchel heißt, und unweit ob der Veste Freienstein zween Waldbrüder, deren einer, ein großer Schalk, ward aus teuflischem Neid bewegt und schlug den Andern zu todt, legt ihn darnach in die Stube und zündet das Haus an, als ob es sonst verbrunnen wäre. Und als das Feuer aufgieng, lief Jedermann herzu, doch fand man den todten Bruder unversehrt in der Glut. Also kam auch der Schalk, der ihn gemordet und hub sich gar übel, doch sobald er dem Todten nahte, hub der an zu bluten. Darnach griff man ihn, er gestand und von Stund an überantwortete man ihn dem Grafen von Kyburg, der ihn nach Verdienen richtete. Den andern Waldbruder aber führte man gen Embrach und vergrub ihn, und ward ob des großen Wunderzeichens wegen eine Kapell über ihm errichtet und in St. Blasius Ehre

geweiht. Es fiel auch so großes Gut dahin und die Leute fiengen an den Bruder heimzusuchen, daß mit der Edeln und Anderer Hilf ein Kloster gebaut ward, wo man Gott lange Zeit bei Tag und Nacht ernstlich diente. „Haec ex vaga relatione.“

Ein wortgetreuer Auszug voranstehender Angaben findet sich in der handschriftl. Chronik des Wettinger Abtes Christoph Silbereisen von Baden (Fol. 1, Bogen F, Aarauer Staatsbiblioth.), welcher von 1563 bis 1612 lebte. Mithin hat unsere Sage, wie sie aufgezeichnet ist in der Handschrift des Klosters Muri, jedenfalls schon ein ziemlich hohes Alter für sich, und auch sie beruft schließlich sich auf eine bereits verdunkelte Volkserzählung, vaga relatio.

Eine andere Version dieser Sage lautet nach schriftlicher Mittheilung, die wir unserm Freund O. Sutermeister in Küßnach verdanken, also: In frühester Zeit wohnten in den Waldgegenden an der Töß nur zwei Brüder. Ob es ein paar Gebrüder oder ein paar Waldbrüder gewesen sein sollen, ist nicht klar. Sie theilten mit einander das Herz im Leibe, so lieb hatten sie sich. Aber das sollte nicht immer so bleiben. Als eine große Hungersnoth im Lande losbrach und an den Seuchen selbst das Wild hinstarb, besaßen die Zwei endlich nichts mehr, als einen Rest Mehl zu einer Mehlsuppe, und so saßen sie zusammen an ihrer letzten Schüssel. Aber in der Suppe schwamm ein großer Mehlklumpen, und jeder fischte gierig darnach. Noth kennt kein Gebot, sie zankten und stritten sich und in der Gier kam es so weit, daß der Eine den Andern erwürgte. Jetzt setzte sich der

Mörder an sein Essen, aber o weh, statt des großen Mehlknollens fand er nur eine ganz von Mehl überzogene todte Maus. Dies brachte ihn plötzlich zur Besinnung über seine Unthat, er entwich aus dieser Gegend, zog der Töß nach bis zum ersten Nebenflüßchen, baute sich da eine Hütte u brachte den Rest seines Lebens mit Fasten und Beten zu. Obschon er hier den Leuten seine That bußfertig eingestanden hatte, so verehrten diese ihn nach seinem Tode gleichwohl als einen bußfertigen Heiligen und bauten seine Zelle nachmals zum Kloster um. Man nannte dasselbe, um an den Grund dieser Stiftung zu erinnern, Umbrach, denn dieser Name sollte so viel bedeuten als umg'bracht oder Umb Rach. Der Name veränderte sich aber nachher in Embrach, und das kleine Dörfchen gleichen Namens, das allmählich um's Kloster entstand, wuchs sogar zu einem Städtchen heran. Doch zur Zeit des Alten Zürichkrieges (1444) wurde es von den Eidgenossen geplündert und zerstört, und ist seitdem ein bloßes Dorf. Auffallend sind seine Weg- und Flurnamen, sie deuten noch auf seine bessere Zeit zurück. Denn es gibt da einen Herrenweg, welcher auf den Blauen hinauf zur Anhöhe führt, und diese selbst wieder heißt der Küng (König). Hier ist eine kleine Ebene, der Tisch geheißen, mit uralten Buchen, unter denen die Herren alljährlich ihr gemeinschaftliches Festmahl abzuhalten pflegten.

Der Ortsname Embrach (vgl. Emboracum: York) heißt urkundlich im Jahr 970 Emberacho, im Jahr 1044 latinisirt ad Imbriaguam. Damit ist auf den Flußnamen Amber = Emme hingewiesen, der mit Ach (d. h. Bach) zusammen-

gesetzt und deßhalb mit aqua übersetzt ist. Vgl. Mayer, Zürich. Ortsnam. Nr. 1733. Ueberreste celtischer Wohnungen sind vor einigen Jahren zu Berg am Irchel zu Tage gekommen und stehen beschrieben und gezeichnet in den Zürich. Antiquar. Mittheilungen Bd. VII, Heft 4.

Von der Heidenkirche zu Vilmergen.

Der dem Dorfe Vilmergen gehörende Bannwald, auf dem Reitenberge gelegen, hat zwei Waldzelgen, eine die Jungfrau geheißen, die andere der Heidenhübel. Hier soll das Heidenschloß gestanden haben. Es gehe hier, behauptet man, in der Mitte des Platzes ein Schacht nieder, mit einer Steinplatte überdeckt und übergrast, den Etliche aus dem Dorfe selbst gesehen haben wollen. Er stehe in Verbindung mit einem Gange, welcher am Fuße des Berges mündet und der gleichfalls etlichen Leuten bekannt sein soll. Er sei indeß größtentheils verfallen.

Werfe man einen Stein hinab, so töne es, als ob er „auf Kohlen und Pferdenägel" falle. Daraus schließt man auf Schätze, die aber von bösen Geistern behütet werden. Leute, welche die Wahrheit solcher Angaben bezweifeln, leiten den darüber herrschenden örtlichen Glauben von den dortigen Steinbrüchen her, die vor einigen zwanzig Jahren ziemlich tief in den Reitenberg hinein gebrochen wurden. Vom Heidenhübel führt eine schmale Bergstraße aufwärts nach dem Weißroß, einer mit Obstbäumen bepflanzten, zwei

Juchart haltenden Höhe mit schöner Aussicht in's Bünzthal. Hier ist der gewöhnliche Vergnügungsplatz der Burschen und Mädchen des Dorfes; auch wurden hier ständig die Fasnacht- und Freudenfeuer angezündet, bis diese seit dem Jahr 1853 auf pfarramtlichen Einfluß hin aufgehört haben. In dem offenen Berglande ringsum stößt man mehrfach auf altes Gemäuer, von daher sollen auch die dortigen Ackernamen rühren, Schürliplatz und Kalofen (d. h. Scheuer und Kalkofen). Einen zweiten Weg auf den Heidenhübel hinauf hat man eingehen lassen, doch kann man ihn stückweise noch verfolgen; er hatte die Richtung nach dem jetzigen Kirchenacker, wo ein heidnischer Tempel gestanden haben soll, und stieg über den sogenannten Kapuziner-Hügel. Aus jenem Tempel entstand die jetzige Dorfkirche in ihrer über die ganze Landschaft thronenden herrlichen Lage. Anfangs hatte man gezögert, die Kirche auf dieser Stelle früherer Abgötterei aufzuführen und deßhalb ihren Bau in der Ebene begonnen. Die damalige Baustelle kennt man noch; sie liegt zwischen dem Dorfe und dem Bullenberge in einer Matte. Allein sie wurde von den Engeln in stiller Nacht auf die Höhe hinaufgesetzt. Ihre Patrone sind Peter und Paul. Der Kirchenthurm gilt auch jetzt noch für heidnisch; er steht frei für sich da, unverbunden mit dem Kirchengebäude. Der Kirchhof ist wie eine Burg verschanzt und von einer Ringmauer mit Schießscharten eingeschlossen. Aus der Wand dieser Mauer, hinter der die Bauern öfter als einmal dem Kriegssturm trotzten, schaut ein Steinhaupt in's Thal, ein sogenannter Hunnenkopf; er hatte die Aufgabe, den heran-

schleichenden Feind schon von ferne zurückzuschrecken. Zwei Hohlwege führen zur Kirche und endigen in Steintreppen, die eine mit 163 Tritten; ein dritter Weg, nun als Kirchweg nicht mehr benutzt, ist die wegen ihrer Gespenster berüchtigte Chaibengasse. (J. Koch v. Vilmergen.)

Untadelhaft äußert sich zugleich die Sage über die Erklärung des Ortsnamens. Vilmergen soll seinen Namen von einem Christenpriester Vilimar erhalten haben, und von demselben Anlasse habe es auch sein Ortswappen, eine ungestielte Rose. Vilimar ist ein Alemannenname. Nach der Lateinlegende findet der hl. Gallus, da er zu Arbon am Bodensee anlangt, daselbst einen alemannischen Kirchendiener Willimar, bei dem ihm freundliche Aufnahme zu Theil wird. Auch der Marktflecken Vilmar im Limburgischen soll eine ähnliche Namenssage haben. Die urkundlichen Formen unseres Dorfnamens stimmen mit der eben geäußerten Meinung hübsch zusammen. Cunradus de Vilmaringen, urkundl. Zeuge 1185. Tschudi 1, 91. — Filmaringen. XII. Sec. Acta fund. Murens. pg. 69. — Wernherus de Vilmeringen, urkundl. Zeuge 1254. Gesch.-Freund 4, 270. — ze Vilmaringen, ze Vilmeringen, 1300. Pfeiffer, Habsb.-österreich. Urbar, 163.

Legendenbruchstücke.

Weitere Legenden über solche Kirchen unseres Kantons, die eine ähnliche Wanderung antreten von der ihnen anfäng-

lich zugedachten Stelle auf den Platz eines verlassenen heidnischen Götterhaines zurück, sind bereits in den Aargauer Sagen erzählt und brauchen hier nur nach ihren Ortschaften wieder genannt zu werden, um diesem Aufsatze seine Vervollständigung zu geben. Als man die Kirche in Remetschwil erbauen wollte, wanderte der Eckstein Nachts wiederholt die halbe Höhe des Heitersberges hinan und ist hier zum Eckstein der Rohrdorfer Pfarrkirche geworden. Das Kirchlein zu Kirchberg bei Aarau war ursprünglich auf dem Weidgüpfli aufgeführt, rückte aber von dieser Hinterseite des Bergrückens auf den sonnigen freigelegenen Vordergipfel heraus. Im Dorfe Uerkheim steht der Kirchhübel vollständig leer; denn von ihm aus versetzte sich der schon begonnene Kirchenbau hinüber auf den jetzigen Standplatz, welcher die Heidenhütte heißt. Was über Tag an der Kirche zu Mittel-Schneisingen gebaut war, wurde des Nachts nach Ober-Schneisingen an diejenige Stelle entführt, wo die dortige Kirche jetzt steht; Mittel-Schneisingen besitzt außer seiner Dorfkapelle noch das Chäppeli-Thierli, ein geheiligtes Wesen, das zum Schutze der Gemeinde vom Himmel gekommen sein soll und jetzt noch allnächtlich seinen Lauf um's Schulhaus hat. Der Ort selbst begegnet in den Urkunden frühzeitig. Güter zu Sneisanwanc vergabt im Jahr 840 Kisa an's Kloster St. Gallen. Brugger Neujahrs-Bl. 1827. ecclesia Sneisanc (Gerbert, S. N. III, 48) wird vor 1120 durch Graf Erlewin an's Stift St. Blasien vermacht. Güter in Snaisanch, 1300. Mone, Oberrhein. Ztschr. 7, 433. Die Pfarrkirche zu Niederwil ist hergewandelt gekommen von den

Waldhügel Löhli, der beim Nachbardorfe Nesselnbach gelegen ist. Zu Lengnau stehen die beiden Grundstücke, welche Kirchstätt und Kanzel heißen, völlig leer, denn von ihnen weg ist die Kirche in's Dorf selbst hineingeflogen. Die Gemeinde Reinach ist 2675 Seelen stark, gleichwohl steht ihre einzige Kirche, weit entfernt vom Pfarrhaus und vom Dorfe, nebenaußen auf einer Blöße, und schaut gegen das jenseitige Halwiler Seethal. Diesen Standpunkt hat sie sich gewählt gegen den Wunsch des Dorfes, indem ihre unter der Dorflinde schon zurecht gelegt gewesenen Bausteine den Weg hieher einschlugen. Zwischen Wölfliswil und Oberhof, zweien Frickthaler Bergdörfern, ist der Chilchmattbübel gelegen; auch dorten ist Gestein und Gebälke hinweg und dahin gewandert, wo nun die Kirche zu Wölfliswil steht. Als man die Quader aus der alten Heidenkirche, die oberhalb Arni auf dem Islisberge stand, abbrechen und zum Kirchenbau in's Dorf hinabschaffen wollte, giengen alle dabei verwendeten Taglöhner verloren und wurden erst nach Jahren in der Rheinpfalz, glücklich angesiedelt, wieder aufgefunden. Die Grundstücke des Islisberges, zunächst um jene Heidenkirche gelegen, heißen Kanzelried, Himmelsbühl, Sonnenbrunnen und Heiligenmatten. Die Dorfkirche zu Reitnau heißt man eine Wechselkirche, weil sie auf ihre jetzige Standstelle einst des Nachts von dem Bergabhange hergewandert kam, an welchem im Jahr 1859 ein rund ummauerter Raum im Boden aufgegraben worden ist. Noch andere Beispiele von schweizerischen Wandelkirchen stehen angegeben in den Aargau. Sag. 2, pg. 287. Neues inzwischen Hinzugekommenes folgt hier nach.

Die Kirche zu Oberndorf im Solothurner Amt Leberberg sollte eines Steinwurfs Weite von ihrem jetzigen Platze auf einem Bühl errichtet werden. Doch das dahin geschaffte Bauzeug fand sich stets wieder zurückgebracht an den heutigen Standplatz. (Caspar Lang, Histor.-theol. Grundriß der christl. Welt 1692. 1, 991.)

Aus dem badischen Kraichgau stammt die nachfolgende Mittheilung. Im Dorfe Heidelsheim, eine Stunde von Bruchsal entfernt, sollte die Kirche errichtet werden, das Baumaterial flog aber nächtlicher Weile zum alten Schloß in das Dorf Gondelsheim, das noch um eine weitere Stunde entfernt liegt, und wiederholte diesen Flug alsdann sammt den Wächtern, die es an die alte Stelle zurückschaffen sollten. Eben diese letztere heißt die Teufelswiese, weil des Teufels Mißgunst hier den Bau nicht entstehen ließ. Von hier nach Gondelsheim führt nur ein alter Karrweg. Dieser heißt die Geisterstraße, denn auf ihm haben die guten Geister, die noch im dortigen Schlosse spuken, die Kirche herbeigeschafft. (Mitth. von Jul. Folly.)

Zum Schlusse dieser Abtheilung von den Wandelkirchen mag noch diejenige hier nachfolgen, die man, da sie die weitestverbreitete ist, als die Mutterlegende ihrer aller ansehen kann.

Das hl. Haus zu Loretto.

Von der Geschichte des hl. Hauses (casa Santa) zu Nazareth, worin die Gottesmutter Maria geboren worden war und die Botschaft des Engels Gabriel erhalten hatte,

und von der wunderbaren Versetzung desselben in's Abendland, erzählt die katholische Kirche selbst also. Es geschah am 10. Mai 1291, als zur Verwunderung der Bevölkerung von Tersato in Dalmatien ein Haus auf der nächsten Anhöhe stand, wo sonst nie zuvor ein Gebäude gestanden hatte. Dasselbe war 32 Fuß lang, 13 breit, 18 hoch und war mit einem Thürmchen versehen. Zugleich erschien daselbst die Mutter Gottes dem Pfarrer des Ortes, offenbarte ihm, daß, weil am heutigen Tage Ptolemais von den Sarazenen erstürmt werden und das gelobte Land nun gänzlich in die Hand der Ungläubigen gefallen sei, sie von nun an im Abendlande zu wohnen beschlossen habe; zum Beweise der Wirklichkeit ihrer Erscheinung kündigte sie dem an einem Fieber krank liegenden Priester augenblickliche Genesung an, und befahl ihm, dieses Wunder auch seinen Mitbürgern zu verkündigen. Der damalige Statthalter von Dalmatien, Nicolaus Frangipani entsandte hierauf, um diese außerordentliche Begebenheit bei der Nachwelt zu rechtfertigen, vier gelehrte Männer nach Nazareth, welche dorten nachzusuchen hatten, ob das Haus der hl. Jungfrau wirklich nicht mehr daselbst sei, und, insofern dies der Fall wäre, von den dortigen Christen zu erfahren, unter welchen Umständen es verschwunden sei; ebenso waren sie angewiesen, die zurückgelassenen Spuren des Bauwerkes zu verfolgen und sich seines Ausmaßes zu versichern. Sie erfuhren dort, daß die Zeit seines Verschwindens aus Nazareth genau mit der Zeit seines Erscheinens in Dalmatien übereinstimme, und fanden, daß die Dimensionen des Gebäudes demjenigen zu Tersato vollkommen

entsprechend seien. Auf die Kunde dieses höchst merkwürdigen Ereignisses nahm die Andacht der Gläubigen in großem Maße zu, doch so zahlreich nun auch die Wallfahrer aus ganz Istrien, Croatien, Serbien und Bosnien dem neuen Heiligthum zuströmten, so sollte dieses doch nicht den Dalmatiern verbleiben. Schon nach drei Jahren und sieben Monaten gefiel es Gott am 10. Decbr. 1294 auf eine ebenso wundervolle Art dieses hl. Haus von Tersato wieder hinwegzunehmen. Die Engel trugen es von der dalmatischen Küste herüber an die italienische und setzten es auf einer Berghöhe bei Ancona nieder, die davon Posatore heißt, Ruhesitz. Noch heute ist dieser Punkt ein den Pilgern bekanntes Ziel, von ihm aus genießt man die reine Seeluft und hat die malerische Aussicht über Stadt und Meer. Doch hier wollten die Engel nur rasten. Also nahmen sie das Haus wieder auf, trugen es weiter nach Recannati und setzten es hier auf das Grundstück nieder, das einer Jungfrau gehörte, Namens Lauretta, das ist die Lorberreiche. Daher stammt die Benennung Lauretanisches Haus und der Name der hl. Maria von Loretto. Da aber Räuberbanden diese Gegend unsicher machten, gefiel es Gott, das Haus auf einen der Landstraße noch näher gelegenen Hügel zu versetzen, dem sich die Gläubigen ohne Furcht vor Angriffen nähern konnten. Grund und Boden gehörte hier zweien Brüdern Antici gemeinsam, doch anstatt über das ihnen zu Theil gewordene Glück sich zu freuen, entbrannte ihr Herz in Neid und Geiz und sie stellten einander nach dem Leben. Da ließ sich das wunderbare Haus noch einmal weiter tragen an seinen gegen-

wärtigen Ort, der in geringer Entfernung von dem Eigenthume jener unwürdigen Brüder gelegen ist. Vgl. Hottinger, Helvet. Kirch.-Gesch. 2, 112. Görres, Histor.-polit. Blätter Bd. 38, pg. 54.

Das Marienbild zu Schönenwerth bei Aarau.

Schönenwerth, eine Stunde von Aarau entfernt an der Aare liegend, ist ein hübsches solothurnisches Dorf mit einem Chorherrenstifte. In der Stiftskirche daselbst gilt ein schwarzes Muttergottesbild als besonders wunderthätig und wird an den Frauentagen noch immer von Wallfahrern besucht. Alljährlich werden ihm zwei neue Kleider angelegt, und die reichen Bäuerinnen des Landes wetteifern, das Kostbarere an Stickerei und Goldbesatz dafür aufzubringen. Das Bildniß selber ist aus Holz und kohlschwarz; den Grund seiner schwarzen Farbe sucht man aber nicht in seinem hohen Alter, sondern schiebt ihn auf die schweizerischen Neugläubigen und erzählt darüber Folgendes. Die Städte Zürich und Bern, welche sonst pflichtig gewesen waren, die Altarkerzen für dieses Stift zu liefern, fanden, als sie der Reformation beitraten, eine solche Abgabe nicht mehr mit ihrem Gewissen verträglich. Anstatt die Abgabe ganz zu verweigern, überschickte das schlaue Zürich zwei Weihkerzen von besonderer Dicke; allein sie waren hohl und der ganzen Länge nach mit Schießpulver gefüllt. Als man sie am Hochaltar anzündete, setzten sie das Muttergottesbild dermaßen in Feuer

und Dampf, daß es darüber beinahe verkohlte. Nach einer andern Erzählung ist nicht Zürich, sondern der Berner Ort Wangen am Aussehen und dem Hierherkommen dieses Mirakelbildes schuld. Als die zu Wangen der Reformation beitraten, war es ihr Erstes, daß sie das Marienbild aus ihrer Kirche auf die Almend schleppten, um es hier zu verbrennen. Allein es schwärzte sich nur und war nicht einzuäschern. Sie warfen es zuletzt belastet mit Steinen in die Aare. Anstatt zu versinken, fuhr das Bild den Strom herab und stieg eigenmächtig bei Schönenwerth an's Land. Hier wurde es von der Priesterschaft empfangen, in die Stiftskirche geleitet und auf dem Altar der fünf Wunden erhöht. Während der folgenden Nacht verließ indeß die heilige Frau diesen ihr eingeräumten Kirchenplatz und nahm ihren Sitz im Glockenhaus. Dieß that sie wiederholt, bis die Chorherren diesen Wink verstanden und ihr beim Glockenhaus eine eigene Kapelle mit allem Pomp kirchlicher Weihen errichteten, wo denn das Bildniß noch steht. (Schenker von Däniken.)

Kloster Schönenwerth hatte ursprünglich zu den Priestercolonieen aus Lureuil, und somit in den Sprengel von Besançon gehört. Darauf wurde es sammt dem elsäßischen Kloster Aschau an die Marienkirche in Straßburg und dann an die dortige Kathedrale vergabt. Rettberg, Kirchengesch. 2, 129. Das Alter dieses solothurnischen Collegiatstiftes Werd reicht urkundlich bis in's 8. Jahrh. hinauf, da schon 778 das Monazteriolum quod dicitur Werith vorkommt. Urkundio 1, 79. Im Vocabularius St. Galli ist: insola, uuarid übersetzt. Werd bedeutet also eine Uferniederung;

das dazu tretende Compositum Schön drückt in den Ortsnamen die Zahmheit und Fruchtbarkeit aus, wie der Gegensatz davon Rauh die Wildheit bezeichnet. Vgl. die beiden Schwarzwaldbäche: Schönmünzach und Rauhmünzach, in Alb. Schott's Ortsnamen um Stuttgart, pg. 10. Der Schönenberg bei würtemberg. Ellwangen ist ein berühmter Wallfahrtsort. Der Schönberg bei Gelnhaar mit Trümmern einer alten Kapelle hat Fluren, die Kirchhof, Kirchweg und Kirchwald heißen. Wolf, Hess. Sag. Nr. 38. Das nun eingegangene Jurakloster Schönthal am Hauenstein erbaut der Graf von Froburg, weil ihm auf dieser Höhe Maria, die schöne Frau, erschien. Ritterburgen d. Schweiz, 3, 494. Maria zur Schönen Tanne ist ein Oberpfälzischer Wallfahrtsort. Ein Marienbild gieng dreimal aus der Kirche auf den Waldbaum zurück, auf dem man es aufgefunden hatte. In der Bergkapelle, die man ihm dann zur Stelle errichtete, stand ein geschnitzter Tannenbaum mit auf dem Tabernakel; er wurde als unpassend beseitigt und liegt nun auf dem Dachboden. Panzer, Bair. Sag. 2, Nr. 19. Ebenso entweicht das Schönenwerther Bild vom Hochaltar heraus in's Glockenhaus, wo es den Kirchhof mit den hohen Lindenbäumen überblicken kann. Die alte Haingöttin will wenigstens zunächst ihrer urspünglichen Waldrast wohnen; diesen Wunsch erweisen die in den Aargau. Sagen 2, 298 angeführten kirchlichen Beispiele. Andere hl. Bilder, die an ihre Lieblingsstelle zurückkehren, verzeichnet Zingerle, Tirol. Sag. pg. 367. Ein in Saphir geschnittenes Marienbild überbrachten die Engel der Jungfrau Galla, welche eine Tochter des römi-

schen Patriciers Symmachus war, der unter Theodorichs Regierung in eine Verschwörung gegen den Gothenkönig verwickelt und hingerichtet worden war. Das Bild wurde nachmals zu Rom in der Kirche Maria de Portica aufgestellt und kehrte auch dann über Nacht in diese wieder zurück, als es vom Pabst Paul II. in die päbstliche Kapelle versetzt worden war. P. Cochem, Exempelbuch 1696. 1, 891. Mariens Bildniß, gemalt vom Evangelisten Lucas, befindet sich in dem Bergkloster zu Guardia, unweit Bologna. Ein Einsiedler hatte es aus Byzanz über Rom hierher auf diesen Berg gebracht, auf welchem damals gottgeweihte Jungfrauen einsiedlerisch lebten. Kaufleute stahlen es sodann vom Altare und brachten es, in Tücher verhüllt, zu Schiffe nach Venedig, um es hier hoch zu verkaufen. Allein hier angelangt, fanden sie nichts mehr als die Packtücher vor, das Bild selbst stand wieder wie zuvor in seinem Tabernakel auf dem Jungfrauenberge. Es ist rundum mit vergoldetem Silber eingefaßt und mit so vielerlei Korallen und Edelsteinen besetzt, daß vom Bildniß selbst nichts mehr als Maria und ihres Kindleins Haupt sichtbar ist. ibid. 1, 896. Das wunderthätige Marienbild am Clarenberg zu Czestochoven bei Krakau ist gleichfalls ein dem Evangelisten Lucas zugeschriebenes Gemälde. Als der Fürst Vladislaus es vor dem Einbruche der Tataren sichern wollte und damit an dem heutigen Wallfahrtsorte angelangt war, war das Bild durch keinerlei Mittel weiter vom Platze zu bringen. Denselben Widerstand leistete es auch gegen die Hussiten, als diese raubend in die Kirche einbrachen. Es trägt aus jener Kriegszeit zwei

Wundenmale im Gesichte. ibid. 1, 903. 4, 31. Das Marienbild im Frauenkloster zu Menslage begab sich aus diesem hinweg in das Thal Borstel, wo ihm ein neues Nonnenkloster erbaut wurde. Drauf nahmen es hier die während der Glaubensänderung treugebliebenen Schwestern hinweg und das Bild zeigte ihnen den Weg. So oft sie davon abwichen, wurde es so schwer, daß man's nicht mehr weiter brachte. Auch dem vorgespannten Pferde wurden die Beine steif. So kam es nach Telgte an den begehrten Ort. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 30. Der hl. Maria waren auch Tempelrosse gestiftet, sie selbst erscheint zu Rosse. Als die Kirche zu Delve im Norderditmarschen gebaut werden sollte und man keinen Platz wußte, band man ein Marienbild auf eine Stute und ließ sie ledig. Am andern Morgen fand man sie in einem Dornbusche stehen und begann hier die Kirche, sie heißt Unsre L. Frau auf dem Pferde. In Ivenstede bei Rendsburg war man gleichfalls uneinig über den Kirchenplatz; man ließ daher ein weißes Pferd laufen und baute dorten, wo es stehen blieb. (Nork, Myth. der Volkssag. 97.)

Ochsenwirthe zu Aarau.

Zur Zeit, da die Reformirten die Kirchenbilder stürmten und die Klöster aufhoben, war zu Aarau in den Gebäulichkeiten, die jetzt den Gasthof zum Ochsen ausmachen, ein Kapuzinerkloster zum hl. Lorenz. Die hier wohnenden Mönche

waren vorzugsweise Aerzte. In ihrem Eigenthum und unter ihrer Pflege stand Siechenhaus und Siechenkapelle, beide an der heutigen Bahnhofstraße gelegen und nächstens (1861) wohl gänzlich niedergebrochen; damals aber gefüllt mit Kranken aller Art, die von dem wunderthätigen Muttergottesbilde in der Siechenkapelle Hülfe erwarteten. Je mehr den Mönchen Kuren gelangen, um so mehr wuchs das Vertrauen zu jenem Marienbilde und der Zudrang der Heilung Suchenden. Das Siechenhaus faßte ihre Zahl nicht mehr, und zu Aarau war daher schon im Jahr 1480 die Zahl der öffentlichen Herbergen auf 26 angestiegen. Doch kaum hatte zu Zürich und Bern die Reformation begonnen, so sollten auch zu Aarau die Kapuziner entweder den Neugläubigen beitreten, oder ihr Kloster verlassen. Wirthe und Metzger, die durch das Ausbleiben der Wallfahrer empfindliche Einbuße erlitten, standen zwar auf des Klosters Seite; jedoch ohne einen andern Erfolg, als daß sie das wunderthätige Marienbild aus der aufgehobenen Siechenkapelle an sich nahmen und es in ihrem Zunfthause Zum Storchen auf einem feierlich errichteten Altar aufstellten. Die Kapuziner mußten aus der Stadt. Ein Fremder kam, kaufte das leere Klostergebäude an, und da er eine Bürgerstochter heirathete, ward ihm die Vergünstigung zu Theil, hier das Wirthshaus zum Ochsen eröffnen zu dürfen. Bald war seine Ehe mit Kindern gesegnet, doch alle starben ihm jung weg. Da gab ein altes Weib den Rath, man solle die Kinder nach der Geburt aus dem Hause schaffen und in Schönenwerth aufziehen lassen, in dessen Kirche damals schon die wunderthätige Maria stand.

Man machte es mit dem nächsten Knäblein so, und seitdem hat es den Aarauern nie mehr an Ochsenwirthen gemangelt.

(Frau Walser von Wöschnau bei Aarau.)

Kirchenkreuz und ewiges Licht zu Aarau.

Auf dem Dache der Aarauer Stadtkirche steht ein kleines Noththürmchen, mit einem Kreuz versehen von unverhältnißmäßiger Größe. Das Kreuz ist unvertilgbar, es kann nicht einmal herunter genommen und durch ein passenderes ersetzt werden. Also ist es auf den Bannspruch eines Kapuziners geschehen. Als man zur Reformationszeit hier den Orden aufhob und den ganzen Convent vertrieb, sagte einer der Brüder beim Weggang zu den Bürgern: dies Crucifix müsset ihr mir auf dem Dache lassen und das Ewige Licht werdet ihr wieder in eure Kirche hineinstellen! Die Obrigkeit war entgegen gesetzter Meinung. Sie ließ die Kirche von allem Bildwerk reinigen, sogar die Lichter vom Altare nehmen und die Orgel abbrechen. Zuletzt mußte auch das Kreuz vom Thürmchen genommen und zu Zangen und Feuerhaken zerschmiedet werden. Als dies geschehen war, steckte des andern Tages das Kreuz gleichwohl wieder auf dem Thurme, die daraus geschmiedeten Werkzeuge aber waren verschwunden. Noch einmal soll derselbe Befehl des Rathes vom Schmied vollzogen worden sein, das zauberhafte Kreuzeisen jedoch hielt aus, stand darnach wieder auf dem Dache und Jeder zauderte nunmehr, es abermals herab zu nehmen. Man glaubte,

daß hier eine höhere Hand im Spiele sei. Aehnlich ergieng es darauf auch mit dem Ewigen Licht. Man hat es auf Gemeindebeschluß schon ein und das andere Mal entfernt, und doch brennt es heute wiederum in dieser reformirten Kirche. Doch an diesem Wunder ist nicht jener Kapuziner schuld, sondern die Toleranz der Bürgerschaft, welche ihre Stadtkirche schon seit dem Beginn dieses Jahrhunderts mit den katholischen Einwohnern Aaraus freiwillig theilt.

Heiligenbilder, Crucifixe und Kirchenzierden, die im Laufe der Zeit von ihrer Stelle gerückt worden, aber jedesmal wieder dahin zurückgekehrt und nicht wieder zu entfernen sind, finden sich mehrfach aufgezählt in Birlingers Schwäb. Sag. 1, pg. 422; so wird ein Crucifix zu Saulgau von den Schweden vergeblich verbrannt, ein anderes zu Ehingen von den Franzosen vergeblich zerschossen (ibid. Nr. 650. 651). Das Crucifix in Agums, das sich ein Hirtenbüblein mit dem Sackmesser geschnitzt hatte, sollte in's Dorf hinabgeschafft werden und wurde dabei so schwer, daß man es mit einem Vorspann von Ochsen nicht vom Platze brachte. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 628. Das uralte Crucifix im Hildesheimer Dom heißt Wandelkreuz „crux ambulatoria miraculosa," weil es von selbst an seine Altarstelle gieng, als man es nach einer Procession wieder dahin zu thun vergessen hatte. Seifart, Hildesh. Sag. 2, pg. 182. 196.

Die Virjen auf Montserrat.

Der Berg Montserrat liegt neun Meilen von Barcelona entfernt und hat seinen Namen von der klüftigen und zerrissenen Gestalt der hundertfältigen Felszacken, die seine Gipfel umstarren. Monte serrato bedeutet Zersägter Berg. Nicht seine Höhe, die man auf nur 3937 Fuß angiebt, sondern seine begünstigte Lage hat ihn zu einem von jeher berühmten Landschaftspunkt gemacht. Alles beherrschend steigt er aus dem Hügelgewoge der Barceloneser Ebene empor und gebietet über einen ungeheuern Gesichtskreis; hier bis zu der Pyrenäenkette, dorten in die unbegrenzte Fläche des Meeres hinaus, ja bis Malorca, zur Baleareninsel, kann von seinem Rücken aus der Blick schweifen. Als ein Kegel plötzlich und unverbunden aufschießend, scheint er vom Thale aus betrachtet völlig unersteigbar, denn wie schiefe Thürme, wie riesige Schanzkörbe umstarren ihn von allen Seiten seine zahllosen Felsen. Doch in alle diese Felsenspalten hinein, auf beinahe jeden dieser Gipfel hinauf hat man nun schon seit neun Jahrhunderten Wohnstätten gebaut; da schimmern sie mit ihren weißgetünchten Kalkwänden herab, Klause, Kloster und Einsiedelei, jedes mit Gärtlein und Kirchlein, eins immer höher und dem Himmel näher als das andere, das jüngste und frischeste gewöhnlich auf den Trümmern eines ältesten stehend. Denn in der Nähe betrachtet ist der Montserrat ein Berg der Ruinen. Ein Strom der Weltgeschichte fließt schon lange um diesen Berg, und jede höher

gehende Woge hat selbst bis an diese Einsamkeiten herauf geschlagen. In unaufhörlichem Wechsel verdrängte hier der Römer den angesessenen Karthager, der Gothe den Römer, der Maure den Gothen. Jedes größere Zeitereigniß schlug dem Berge eine Narbe, unbekümmert, ob sie je wieder ausheilen werde. Und wirklich sind die Kräfte der Natur und des Menschenherzens nachhaltiger im Schaffen als im Zerstören, davon zeugt auch der Montserrat. Noch im Jahre 1812 waren diese der Beschaulichkeit und dem Gebete geweihten Bergkapellen und Felsenklausen der Schauplatz des Mordes und Brandes, als die französische Armee, nach reichen Kirchenschätzen lüstern, diese unvertheidigten Höhen stürmte. Die von ihnen geschleiften und gesprengten Clausuren schienen damals herrenlose Trümmer auf ewig, abermals jedoch sind sie heute ein Wohnsitz der hier zum Preis der hl. Jungfrau, der Virjen, versammelt lebenden Mönche.

Das im Nachfolgenden über das Heiligthum der Virjen Mitzutheilende stützt sich auf die Angaben der Brüder Humboldt, die beide in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenartigen Zwecken den Berg besucht und beschrieben haben. Wilhelms damaliges Reisetagebuch vom Jahre 1802 ist nun in seine Gesammelten Werke 3, 173 mit aufgenommen. Als neuester Reisebericht vom Jahre 1861 dienen uns sodann die Bilder aus Spanien, welche der Schwede Thienen-Adlerflycht unter dem Namen „In das Land voll Sonnenschein" herausgegeben hat; sie enthalten von Seite 148 an ein paar hier benützte Angaben. Dagegen hat uns eine Druckschrift aus dem 16. Jahrhundert, auf welche später noch

besonders die Rede kommen wird, das reichlichste und sicherste Material zur nachfolgenden Legendenerzählung gewährt.

Die Geschichte vom wunderthätigen Bilde der Virjen wird also berichtet. Sieben Hirtenknaben hörten an mehreren Sonnabenden wiederholt Gesang aus einer Höhe des Montserrat ertönen. Sie berichteten dies dem Bischof von Vich, der eben zufällig in dem benachbarten Städtchen Manresa sich aufhielt. Er kam, vernahm gleichfalls den Gesang, und den Tönen nachgehend, fand er in einer magisch erhellten Felskluft verborgen ein schwarzes, hölzernes Muttergottesbild. Es wurde feierlich aufgenommen, um in die Kathedrale nach Manresa hinabgebracht zu werden. Doch als man damit bis zur Stelle des heutigen Klosters gekommen war, widerstand das Bild allen Versuchen, es von da weg zu nehmen, es blieb unbeweglich, wie an den Boden gebannt. So errichtete man denn ihm zum Schutze hier eine Kapelle und schon fünfzehn Jahre später, sagt die Legende, im Jahre 895 war auch der Klosterbau vollendet. Indeß sichere Spuren von dem Vorhandensein dieses Letzteren ergeben sich vor Mitte des 11. Jahrhunderts nicht, und zu seiner bleibenden Berühmtheit kam es erst im Jahre 1493, als nämlich Garua de Cisneros, ein Neffe des damals in Spanien allmächtigen Cardinals Ximenes, zum Abt gewählt und zugleich das Kloster in die Benediktiner-Congregation von Valladolid aufgenommen worden war. Von jener Zeit an kam es zur Blüthe, es faßte 800 Mönche und glich einer kleinen Stadt. Gegenwärtig, in der Verödung, die es durch die französische Invasion erlitten und noch nicht verschmerzt hat, vermag es

nur noch zehn Mönche zu beherbergen, die den Convent bilden, alle übrigen Brüder, gegen 40, wohnen als Klausner ringsum zerstreut in den Schluchten. Täglich sechsmal lobsingen die einen im Chore der Virjen, vor deren Nische beständig die Kerzen brennen, viere bei Tage, neun bei Nacht. Täglich sechsmal läutet ebenso jeder Klausner sein Kapellenglöcklein dazu, damit ein halbes Hundert kleiner metallener Stimmen jenen Gesang aus der Höhe wiederhole, unter dem einst das Madonnenbild hier sich auffinden ließ. Solche ununterbrochne Dienstbeflissenheit eines Männervereins, der in seinem jetzigen Nothstande doch noch diese kleinen Mittel sich abdarbt und zum Preise Gottes verwendet, muß jedem Menschenherzen edel erscheinen und um so rührender, wenn man an jene Blüthezeit zurückdenkt, da die hl. Jungfrau alles das freiwillig gewährte, was diese Männer jetzt vergeblich ihr abzuflehen scheinen. Von dieser Zeit des Glanzes berichtet uns folgende Schrift: Wahrhaftige vnd grundliche Historia vom vrsprung, auch zunemung des hochheiligen spanischen Gotteshauß' Montis Serrati. Aus Hispanischer Sprach ins hochteutsche gebracht. München bei Adam Berg, 1588. Zur Zeit da dieses Buch verfaßt wurde, stand hinter der jetzt noch vorhandenen kleinen Kirche die große, erbaut in Gestalt eines Schiffes, mit durchaus vergoldeten Gewölben, wie Wilh. Humboldt sie noch schimmern gesehen hat. Achtzig große Ampeln, in Form silberner Schüsseln, brannten Tag und Nacht vor der schwarzen Jungfrau, so daß dieses Bild, wie der nachgrübelnde Verstand annimmt, wohl schon allein durch Weihrauch- und Lampendampf, durch Alter und

Staub, an Händen und Gesicht schwarz von Farbe geworden sein konnte. Die Wände strotzten von Weihgeschenken und Schmuck aller Art, seit hier das Wallfahrtsziel der Könige und Völker war. Johann von Oesterreich, der Sieger in der Seeschlacht von Lepanto, hatte die erbeuteten Fahnen hieher geschickt sammt der Leuchte vom türkischen Admiralsschiff. Kaiser Karl V. war zu neun verschiedenen malen hier herauf gestiegen zur hl. Jungfrau und starb, eine an ihrem Altar geweihte Kerze in der Hand haltend. Ludwig XIV. hatte allen seinen Franzosen besondere geistliche Gnaden beim Pabste ausgewirkt, wenn sie hieher ihre Pilgerfahrt machten. Der aus dem Seesturm Gerettete, der aus der Sklaverei der Tunesen wieder Entkommene hatte hier Silbermodelle von allen Galeeren und Seeschiffen geopfert; aber auch solche von allen Gliedern des menschlichen Leibes hiengen da in Metall getrieben, und in Nebenkapellen waren sogar die Original-Hemden und Betttücher derjenigen zu sehen, die durch Hülfe der Jungfrau von Wunden genesen und vom Todbette wieder erstanden waren. Vierzig Wachskerzen waren aufgestellt, jede von einer besondern Stadt gestiftet, die kleinste zehn, die größte fünfundzwanzig Centner schwer. Die Custodia, eine Bedachung aus Silber geschmiedet um die Altarmonstranz, wog 300 Mark; eine ähnliche, als Rückengehäuse um das Marienbild gestellt, kostete 3000 Dukaten. Staunen erregend und beinahe unzählbar waren die Kostbarkeiten im Sanctuarium oder der Camera Angelica, wie man die Schatzkammer U. L. Frau benannte. Hier lagen Gefäße, Ornate, Gold, Gemmen und Edelgestein

zu ganzen Lasten. Nichts mehr davon ist heute übrig, auch jener merkwürdige antike Medusenkopf, geschnitten in einen Onix, gerieth mit in die Hände der räuberischen Franzosen. Da war zu keiner Zeit des Jahres der Berg leer von Wallern. Im härenen Hemde, manche sogar ganz nackt und auf den Knieen bergan rutschend, kamen die Büßer herauf und sanken beim ersten Anblick der Kirche aus Ermattung und Andacht in den Staub nieder, wie sie drunten in der Ebene schon auf die Kniee fielen, wenn sie aus weiter Ferne zuerst des heiligen Berges ansichtig wurden. Diese Ehrfurcht ist im Volke verblieben. Heute noch halten die vorübersegelnden Meerschiffe im Laufe an, wenn sie den Montserrat in Sicht bekommen, und begrüßen die Virjen droben mit Freudeschüssen und Musik; und wie oft sich dieses wiederholen wird, läßt sich schon aus des Berges Lage schließen, dessen Schatten auf sieben Meilen weit im Meere sichtbar sein soll. In den fünferlei größten Aufstaffelungen, aus denen der Berg sich aufbaut, war für die Pilger alles zusammengehäuft, was sie nach ihrem hohen und geringen Stande bedurften: Da fanden sich Stallungen, Schlafquartiere, Handwerksbuden und vollständige Jahrmärkte; denn Herberge und Nahrung empfieng zwar ein Jeder umsonst; aber Feuerung, Viehfutter, Fleisch und Fisch fehlte am Berge und im Kloster selbst vollständig, und mußte bezahlt werden. Auch jetzt wieder halten hier die Mönche nicht nur ohne alle Fleischnahrung aus, sie müssen auch den harten Winter dieser Höhen in ihren Felsenhöhlen ohne irgend eine Feuerung überdauern, während Mette- und Orationensingen vom

Morgen bis Mitternacht sie fast stündlich hinausnöthigt, um über die windigen eingeeisten Felstreppen auf und ab zur Kirche zu kommen.

Dies berichten hievon die uns zu Gebot stehenden Schriften. Damit nun der Verstand nicht zu vorschnell seine gewohnte Scheu fasse vor einem ihm zu weit gehenden Wunderglauben dieser Erzählungen, muß er hier schon sich aufmerksam machen lassen auf die ähnlichen Legenden, die ihm seine eigene Heimath vorerzählt. Und selbst wenn er auch von diesen nichts mehr glaubt, weil es meistens katholische sind, so haben sie doch seine Ahnen geglaubt, denen er seine eigene Freiheit und jenen Nationalruhm verdankt, auf den er so stolz zu sein pflegt. Die Legende von der Jungfrau auf dem Montserrat ist auch auf den Schneewüsten des uns benachbarten Montblanc einheimisch. Das Dorf Notre-Dame de la Gorge verehrt ein Marienbild, das von seiner Gletscherhöhe in die Thalkirche herabgetragen, stets wieder zu Berge kehrte in eine alte Kapelle hinauf. Der Zugang zu dieser ist gefährlich, gleichwohl strömen die Bewohner der Nachbarthäler alljährlich am 15. August hier andächtig zusammen. Der in der Höhe sprudelnde Quell ist heilkräftig. Die nächstgelegenen öden Höhen führen die sprechenden Namen Col du Bon Homme (Altdeutsch besteht die Mythe von der Guten Frau), Plan des Dames (Weiße Frauen), Plan du Mont Jovet (Jovis). Meyer-Knonau, Schweiz. Erdkunde 2, 419. Das Alter solcher von den Berghirten verehrten L. Frauen zeigt sich am Muttergottesbilde in tirol. Lavant, das gleichfalls von Schafhirten im Gebüsche entdeckt

wurde. In der Pfarrkirche, wo es nun steht, zeigt man ein Horn, womit man einst, statt der Glocken, das Volk zur Kirche zusammen rief. Zingerle, Tirol. Sag. Nr. 660. Ganz in derselben Weise, wie das Bildniß der Virjen, wird auch an der Bergwand des aargauischen Jonenthales und zwar durch einen Geishirten das wunderthätige Marienbild aufgefunden, das sich ihm vorher gleichfalls durch eine wunderbare Musik verrathen hatte. Als das Volk dann auf der Berghöhe ein Kirchlein erbaute, rückte letzteres über Nacht wiederholt an jene tiefere Stelle hinab, wo sich das Bildniß hatte finden lassen. Aargau. Sag. Nr. 482. Das Urkundenbuch des Stiftes Muri, Murus et Antemurale, bemerkt Abth. 3, pg. 77 hierüber: Diese Marienkapelle im Jonenthale habe schon seit dem Jahre 1521 erneuert werden müssen und die zahlreich dort aufgehängten Gelübdtafeln gäben genugsam Zeugniß von der Wunderkraft des Ortes. Kloster Engelberg in Unterwalden hat seinen Namen gleichfalls aus dem Gesang der Engel geschöpft, der von dem dortigen Hennenberge (mons gallinarum) herab erscholl. Da, wo nun der Fronaltar des Klosters steht, war eine Bärengrube gewesen. Aber Pabst Calixtus in der Gründungsbulle von 1119 änderte jenen Ortsnamen um: „Wir wollen, daß dieses Kloster Engelberg genannt werde.“ Joh. Jak. Hottinger, Helv. Kirchengesch. 1, 589. 618. Jenes hölzerne Bild zu Jonenthal soll aus dem Zürichgau im Jonenbache hieher geschwommen sein, es kommt also, wie dasjenige in Schönenwerth zu Wasser an. So kommen Marienbilder mit dem Strome daher, in Baiern (Panzer 2, 374) und in Tirol

(Zingerle, Sag. pg. 371. 372), ebenso der Große Gott in der Godehardikirche (Seifart, Hildesh. Sag. 2, Nr. 29). Hier erinnere man sich, daß die Kirche am Montserrat schiffsförmig gebaut ist, wie die Lauretanische Kapelle ebenfalls. In der katholischen Christenheit erkannte man eine die Seefahrt schützende Maria della navicula, eine den Seesturm beschwichtigende Maria zum Meerstern, Maris Stella, in deren Ehren das Kloster Wettingen gestiftet wurde. Darum sendet der Sieger von Lepanto erbeutete Schiffsschnäbel und Fahnen auf den Montserrat, und die Schiffe salutiren, wenn sie Angesichts des Berges vorübersegeln. Der Glaube, daß auf dem Grat des Hochgebirges ein versteinertes Schiff, oder daß ein solches magisch versenkt im gewöhnlichen Ackerboden liege, beschäftigt noch immer unser Landvolk. Als in diesen gegenwärtigen Tagen es einem Bauern im Freienamte gelang, auf seinem Landstücke Bülisacker ein römisches Hypocaustum mit dreierlei Wohnräumen aufzudecken, deren Wände und Fußboden durchaus wohlerhaltene Mosaiken waren, hieb und brach er diese edeln Alterthümer an einem Tage nieder, um zu jenem Schiffe durchzugraben, das seiner Meinung nach, gefüllt mit Schätzen, darunter im Boden liegen sollte. Schiffsmodelle finden sich in der Stiftskirche zu Zurzach aufgehangen; schon aus König Lothars Zeit wird derselbe Brauch durch Jak. Grimm, Myth 243, nachgewiesen. Aber unter dem Wahrzeichen einer solchen Liburna verehrte ja schon ein Theil der Sueven jene mütterliche Göttin, welche Tacitus Germ. c. 9 beschrieben und mit latinisirendem Namen Isis genannt hat, während unser entsprechender deutscher

Isa lautet (vgl. Iseliskilch und Isenberg, Nr. 484 der Aargau. Sag.). Das Weihbild dieser Germanengöttin taucht im Jahre 1133 im Revier der Inde wieder bei uns auf und wird mittelst eines auf Rädern laufenden Schiffes damals festlich nach Aachen gezogen, wo gar kein schiffbares Gewässer vorhanden ist. Auf dem Schiffe sang man damals Lieder und musicierte, Nachts wurde es beleuchtet und von Frauen und Jungfrauen umtanzt, bis es nach zwölftägigem Feste, unter vielfacher Einsprache der Geistlichkeit, andern Städten zuzog und zuletzt in den Besitz derer von Löwen kam. Die Bürgerschaft von Huy trug um's Jahr 1113 vom Marktplatz der Stadt aus quer durch die Felder von Hesbaye bis zum bischöflichen Palast in Lüttich auf den Schultern ein Schiff, und die Wegstelle, wo sie dabei rasteten, hat dem Orte Stabatiaz den Namen gegeben, d. i. Sta bateau, steh Schiff! Wolf, Ndl. Sag. Nr. 83. Dieses sogenannte Navigium Isidis schon ist eine Seite, durch welche der Virjencultus des Montserrat in eine Vergangenheit zurückgestellt wird, die noch viel entfernter liegt, als selbst die kühnsten Zeitangaben der Legende anzuberaumen wagen. Wir gerathen auf das Wesen einer die Meereswellen ebnenden, in Meerestiefen und auf Bergeshöhen die Keime der Zeugungen fördernden, thauspendenden Gottesgebärerin. Die Germanen-Isis ist die Weiße Frau, deren Gewänder und zarte Hautfarbe mit dem Lichtstrahl wetteifern; sie gehört unserer nordischen Natur an. Aber die Virjen nebst den ihr verwandten Madonnenbildern zu Einsiedeln, Schönenwerth u. s. w. ist von Hautfarbe schwarz. Die Legenden scheuen sich von

jeher, hier einen zureichenden Grund für diese mohrische Färbung der hl. Bilder anzugeben. Der bekannte Stein in der Kaaba, sagen die Muselmänner, sei vor Kummer über die wachsende Bosheit der Menschen schwarz geworden. Das Gegentheil davon ist zu Fulda das Stadtwahrzeichen; in der Kuppel des dortigen Doms ist der Teufel zu sehen, aber weiß; so kreidenweiß ist er geworden vor Aerger, als er sah, wie sich der Dom so schön erhob. Wolf, Hess. Sag. Nr. 132. Der Verstand weigert sich gegen solche Klügeleien eines späten Witzes. Wir erinnern uns bei der nubisch-schwarzen Virjen lieber jener Stelle des Hohenliedes 1, 5: Ich bin schwarz, ihr Töchter Jerusalems, wie die Hütten Kedars, aber gar lieblich. Sehet mich nicht an, daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich so verbrannt! — Ist dies die Sonne Aegyptens gewesen? Warum nicht, da die Kirche selbst eine Einsiedlerin Maria aus Aegypten kennt; Die Neue Legende der Heiligen, von P. Cochem 1703, pg. 773 erzählt von ihr. Lotus, die Lilie vom Nil, schmückt das Haupt der Isis und Mariens. Oder ist jenes schwarze Holzbild ursprünglich gehauen aus einer Sykomore am Ufer des Nil, wohin die verfolgte Gottesgebärerin einst entfloh? Oder ist es nicht vielmehr ein in Holz geschnitztes Abbild jener aus schwarzem Basalt gehauenen Isissäule Altägyptens? Und wie kam alsdann ein solches hieher auf den Montserrat? Antwort hierauf giebt uns die Geschichte eben dieser Landschaft. Ringsum überdeckt hier noch oder gewährt bereits der Boden Alterthümer, die von den Zeiten Karthagischer Herrschaft an bis auf die Periode der Araber den

Beweis ausdrücken, wie oft und wie frühe schon afrikanische Schiffe im Hafen von Barcelona geankert haben müssen. Der überseeische Handel brachte auch den überseeischen Cultus hieher. Daß nun auf dem Montserrat ein vorchristlicher Weihort gewesen war und im Dienste einer fremd scheinenden Gottheit gestanden hatte, dies erweist sich ebenso aus der Art dieser Localllegende, als aus den besonderen Oertlichkeiten des Wallfahrtsberges. Wir dürfen uns dabei nur nicht an dem einen Umstande stoßen, daß die christliche Legende dasjenige, was ihr nicht wahlverwandt werden will, kurzweg diabolisirt. So geschah es auch hier. Schon im Aufsteigen zu dem Montserrat hat man das Wasser des Llobregat mittelst einer Brücke zu überschreiten, die in ihren Substructionen der vorrömischen Periode angehört. Sie heißt die Teufelsbrücke. Oben dann, unmittelbar neben dem Kloster selbst, tritt ein großer Fels von seiner Grundfläche schauerlich über die Abgründe hinaus, auf seiner Scheitel trägt er nebst einem von kühner Frömmigkeit hinaufgepflanzten Kreuz alte unbegreifliche Reste von Mauern. Der Volksglaube leitet diese Ueberreste gleichfalls vom Teufel her, der hier seine Wohnstatt gehabt habe. Er verführte hier den allerersten Einsiedler, den frommen Vater Guarin, durch die außerordentliche Schönheit einer Jungfrau. Doch eben dieser Zweig der Legende, welcher wahrscheinlich die wirkliche Wurzel derselben auf spanischem Boden gewesen ist, artete mit der Mönchsphantasie in einen förmlichen Roman von so wollüstiger Grausamkeit aus, daß wir uns selber mit der Wiedererzählung der Fabel verschonen dürfen.

Auf Bergen, wie der Montserrat, von so isolirter Lage und so eigenthümlicher Bauart in Schluchten und Felsen, wird das nie ruhende Spiel der Lüfte ein ganz anderes Echo hervor zu locken vermögen, als ein in zahmen Niederungen vernehmbares ist. Früher aber, als dieser nun kahle und baumlose Berg noch mit Eichenwaldungen bestanden war, da mag Hochwald und Felsgeklüft erst ein rechter Resonanzboden gewesen sein für jede vom Meere her den Berg bestreichende Brise. Damals war also der Montserrat noch ein klingender und tönender Berg und seine Tonsprache konnte als eine Kundgebung der Gottheit selbst aufgefaßt werden. Hierinn lag der natürliche Anlaß für die Legende, ihn von Engelsgesang erfüllt zu sehen, auf ihm ein von Engelsliedern umsungenes Madonnenbild entdecken zu lassen. In so weichen Tönen umsingen die Nachtigallen das neugegründete Kloster Himmerod (so genannt wegen eines himmlischen Lichtglanzes, der auf die Baustelle niederfiel), daß der gestrenge Bernhard von Clairvaux diese Sängerinnen bis zum Kloster Stuben an der Mosel hinwegbannte. Schmitz, Eiflersag. 2, 109. Maria zwischen Rosenhecken, die voll singender Vögel sitzen, ist ein altd. Gemälde im Straßburg. Münster, welches Waagen (Deutschland 2, 318) beschreibt. Sind doch auch unsere schweizerischen Engelberge von gleichen Liedern erfüllt und werden damit der Anlaß zu ähnlichen Stiftungen von Klöstern und Wallfahrten. Denn in den Alpen erscheint der Wind bald als eine freundlich lispelnde Engelsstimme, bald als ein heulender Riese. Im Sommer kommt er wie ein leierschlagender Spielmann und singt mit Heuerinnen in

den Bergen oben um die Wette, ein förmlicher Apoll mit seinen Musen am Helikon. Ein ganzes Glücksheer zieht dann in vielstimmigem Erntegesang mit ihm über die Jurahöhen, daß alles Laub der Bergwälder im Mondstrahl sich neigt (Aargau. Sag. Nr. 80). Aber im Winter kommt der Wind hornblasend als wilder Jäger, als tobsüchtiger Sennengeist die beeisten Schluchten emporgefahren, die Windsbraut, die eulengleiche Tutursel ist in seinem Gefolge, er bricht in die Berghütten ein und spielt hier so lange den Trüllbudertanz und den Kesseltanz auf, bis der kleinste Knabe aus dem Bette, das kleinste Hausgeschirr von seinem Haken gerissen und mit in den allgemeinen Zaubertanz verwickelt ist. (Naturmythen 1862, pg. 50.)

Ein kleiner Schritt weiter in der fortdichtenden Legende, und die Engel singen nicht bloß droben auf dem unbesuchten First des Gebirges, sondern sie steigen mit ihrem Madonnenbilde in's wirthlichere Thal herab, bauen hier über Nacht die neue Marienkirche und weihen sie sogleich mit ihrem unvergleichlichen Gesange priesterlich ein. Von diesem Mirakel stammt z. B. das Fest der Engelweihe, das zu Einsiedeln jährlich mit großer Pracht begangen wird. Konrad, Bischof von Constanz, und andere seiner Conventbrüder, die hier erschienen waren, 13. Sept. 948, die neugebaute Kapelle einzuweihen, hörten, da sie sich bereits zur Ruhe gelegt hatten, ein unaussprechlich liebliches Singen der Engel aus dem Himmel her, das bald in ein förmliches Kirchweihsingen übergieng. Konrad hat dieses ganze Wunder selbst in seinem Buche de secretis secretorum beschrieben, wobei folgende Einzelheiten mit vorkommen.

Der Heiland hielt in einem violfarbenen Gewande das Hochamt, die vier Evangelisten setzten ihm die bischöfliche Infel auf, die Engel schwangen die Rauchfässer, daß es rauschte gleich belaubten Baumästen, St. Michael war Vorsänger, und unsere liebe Frau stund auf dem Altar in solchem Schein gleichwie ein Blitzgeschoß. — Handschriftl. Chronik von Muri (MS. Nr. 61 auf der Aarau. Biblioth.). Als dann am Tage darauf Bischof Konrad zur Einweihung der Kirche schreiten wollte, erscholl aus ihrem Innern für Jedermann hörbar dreimal die Stimme: Cella divinitus consecrata est! Bullinger, der hievon in seinem Chronicon Tigurinum erzählt Fol. 1, Bl. 60 — setzt mit dem halbkritischen Verstande seiner Zeit hinzu: „Sömlicher stücken beschähendt viel durch würkung des bösen Geistes vndt aber im finstern Waldt.“ Schon seit ein paar Menschenaltern hat man angefangen, diese in bestimmten Thal- und Seebuchten, oder auch auf gegebenen Punkten des Gebirges sich wiederholenden musikalischen Luftschwingungen näher zu beobachten und vernimmt sie seitdem unter jedem Breitengrade, auf Island und auf Ceylon, ohne dabei mehr auf Engel oder Teufel zu rathen. Wenn der Wettersee in Schweden zugefroren ist, glaubt man auf dem Eise die Töne des Singschwanes (cygnus musicus) zu vernehmen, obschon dieser sich sonst nur als Frühlingsbote hören läßt; zugleich erklingen dann nicht selten die Töne eines Glockenspiels dazu. Man schreibt es dorten den einzelstehenden Eisblöcken zu, welche durch die unmerkliche, aber stete Bewegung der gesammten Eisdecke in Schwingungen versetzt

werden. Wedderkop, Bilder aus d. Nord. 2, 262. Fünferlei musikalisch ertönende Berge sind zu den übrigen, in den Aargau. Sagen (1, pg. 134) schon beschriebenen, in neuester Zeit von Naturforschern entdeckt und behorcht worden. Sie finden sich der Reihe nach in Ule-Müllers Ztschr. Die Natur 1859, Nr. 2.

Schlußbemerkungen.

Betrachten wir zuerst das hohe Alter, welches der Sage von den auswandernden Heiligenbildern zusteht. Tyrrhenische Seeräuber landen auf Samos, entwenden hier aus dem Heiligthum der Hera das alte Holzbild dieser Göttin und bringen es zu Schiffe, um es den Argivern zuzuführen. Allein nun steht das Schiff unbeweglich fest. Erschreckt tragen sie das Bild an's Ufer zurück, stellen es hier auf und sühnen es durch eine Kuchenspende. Tags darauf vermissen die Samioten das Bild und da sie es am Ufer finden und glauben, es habe aus ihrem Tempel fortwandern wollen, befestigen sie es durch einen Weidenzaun. Seitdem feiert Samos alljährlich das Fesselungsfest, wobei das Schnitzbild an das Gestade getragen und mit Opferkuchen geehrt wird. Creuzer, Symbolik 2, 552. Diese Sage vom wandernden Herabilde vervollständigt sich durch eine Stelle bei Pausanias (VII. 4, 4), der die Göttin jener Insel beim Flusse Imbrasos unter einer Weide geboren sein läßt, „welche noch jetzt auf dem heiligen Boden der Hera gezeigt wird," und diese

Nachricht steht im Zusammenhange mit einer weitern Artemis-Tempelsage bei demselben Autor (III. 16, 6 und 7), durch welche sich wiederum die vorhergehende verdeutlichet. Pausanias sagt nämlich: Man nennt die Artemis (der Lacedämonier) nicht allein Orthia (Aufrechtstehende), sondern auch Lygodesma (Weidengefesselte), weil sie in einem Weidenbusch gefunden worden ist, welcher sie mit seinen Zweigen ganz umhüllte und so die Bildsäule in ihrer aufrechten Stellung erhielt. Panzer, Bair. Sag. 2, pg. 348 stellt diesem folgende Legende aus Mariaort gegenüber, einer bairischen Wallfahrt, die am Zusammenflusse der Donau und Waldnaab und zwar auf der äußersten Landspitze gelegen. Auf einer großen Kranewitstaude aufrechtstehend und von ihren Zweigen eingehüllt, kam das steinerne Marienbild, wie es heute in der Marienort-Kirche noch erhalten ist, auf der Donau stromauf in die Naab und an's Ufer jenseits des Dorfes angeschwommen. Die Leute eilten in Schiffen herüber, verehrten das Bild, fuhren es sammt der Kranewitstaude nach dem Dorfe zurück und begannen hier einen Kirchenbau. Allein aller über Tag auf die gewählte Baustelle zusammengebrachte Baurat verschwand da des Nachts und lag am Morgen auf dem Ufer drüben, wo das Bild gelandet war. Hier steht nun die Kapelle, und drinnen das Steinbild der hl. Maria; dieses trägt in einer Hand „eine orientalische Blume" (die Lotusblume), auf dem rechten Arme „das Kindlein, welches mit beeden Händen ein braunes Wiesel (— Ichneumon —) umbfängt." Außen an der Kirche ist ein Erdbehälter für die noch vorhandene Wachholderstaude

angebracht. Wir sind hiemit schon an die Virjen zurückerinnert, deren nubische Schwärze auf den Nil verweist mit seinen Lotusblumen und seiner Ichneumons-Verehrung. Die Göttin ist überseeischer Abkunft, sie kommt also durch die Mündung der Ströme aufwärts in's Binnenland hereingeschwommen. Damit sie dieses natürlicher Weise vermöge, muß ihr anschwimmendes Bildniß ein hölzernes sein, denn die Meeres- und Stromgöttin ist zugleich eine Haingöttin; aus dem Stamme jener Weiden, Linden, Eichen oder Lorbeerbäume, deren Wachsthum sie fördert, ist ihr Bild geschnitzt und solchen Hainen strebt es nun in der Fremde wieder entgegen. Dieser Umstand wird uns sogleich durch das Marienbild zu Loretto erwiesen. Ueber den Ortsnamen Loretto giebt uns Plinius NG. 15, cap. 40 Auskunft, der unter der vorausgeschickten Bemerkung, daß es einen cyprischen und einen daphnoidischen Lorbeer gebe, beifügt, eine gewisse Gegend Roms auf dem aventinischen Berge heiße nach einem hiergewesenen Lorbeerwäldchen noch jetzt Lauretum. Somit bleibt die Berghöhe und der Baum der Anhaltspunkt für unsere Legende, wie ja auch die weitumschauende Berghöhe, die sonst Zeus Ithomates einnahm, jetzt mit einem Muttergottesbilde besetzt ist. Welcker, Griech. Götterlehre 1, 169. Ein Nußbaum stand an der Stelle zu Rom, wo nachmals die Kirche Santa Maria del Popolo errichtet wurde. Grimm, Myth. CLII. Maria ruft aus einer Fichte zum Walde heraus, da findet man im Baumstamm ihr Bild und erbaut das Nonnenkloster Michelstätten in Krain. Kaltenbäck, Mariensag. Nr. 29. Einem Greise, der bereits zu schwach ist, in die

Marienkirche nach baierisch Weihenlinden zu gehen, wohin die hl. Jungfrau selbst erst aus der Höglinger Pfarrkirche übergeführt hat werden müssen, gestattet Maria bei einem ihm bezeichneten Tannenbaume zu beten, worauf dann auch bei diesem eine Kapelle entsteht. So giebt es in Baiern Wallfahrtskirchen zu Maria-Eich, Maria-Birnbaum, Maria-Altheim zum Hollerbusch, u. s. w. Konr. Maurer, in der Bavaria 1, erster Halbband, pg. 306. Tiroler Wallfahrtskirchen führen die Namen: Mariä-Waldrast, Maria zum grünen Wald, Maria-Lärch, Maria-Tax (Tanne). Zingerle, in Wolfs Ztschr. 1, 324. Die Wallfahrtsorte Maria zur Stauden, zum Stachelbeerstrauche, von der Büschkirche, zählt Schmitz auf in den Eiflers. 2, pg. 108. 110. 114. 132. Ist der Wald niedergehauen, der Baum gefällt oder verfault, so wird die Andacht mindestens noch einen Strunk von ihm her zeigen wollen, darum verehrt man im Freienamte einen hl. Burkhard im Balken (Aarg. Sag. Nr. 58) und sein Grabstein im Dorfe Beinwil ist wunderthätig: Murus et Antemurale 1720, dritte Abtheil. pg. 107. Der Zimmermeister, der den Dachstuhl der Münchner Frauenkirche setzte, nahm zum Schlusse einen Balken daraus und legte ihn bei Seite; dieser wird daselbst den Fremden mit der Frage vorgewiesen, nun möge man sagen, wohin im Gerüste noch dieser gehöre. So bleibt statt des Holzbildes des Gottes zuletzt gar nur ein Pfahl über und das Verhältniß scheint damit immer roher zu werden. Allein der Verstand beruhigt sich, sobald er des Ausgangspunktes sich erinnert, welchen die Legende hier genommen hat. Denn der in allen den eben gemachten

Angaben sprechende Volksglaube weist lieber Bäume als gemauerte Kirchen dem Gotte und der Himmelsjungfrau zur Wohnstatt an. Ursprünglich sind unsre berühmteren Wallfahrtsorte keineswegs an Heerstraßen oder in belebten Hauptthälern gelegen, sondern in der Stille der Wälder. Dr. Dahn in der Bavaria 1, erste Hälfte, 384 berichtet übereinstimmend: „Durch ganz Oberbaiern zerstreut liegen die vielen Leonhardskapellen oft mitten im stillen Wald, stundenweit von den Wohnungen der Menschen.“ Daher verläßt das Bild so häufig seine neue ihm aufgemauerte Thalkirche, um sie mit der frühern Waldrast zu vertauschen, oder es kann nur durch nahgepflanzte Waldschatten gleichsam besänftigt und „gefesselt“ werden, um innerhalb der geweihten Mauern zu verbleiben. Beim Bau der Hirschauer-Kapelle, unweit Tübingen, pflanzte man zu beiden Seiten der Pforte zwei prächtige Hollunderbüsche; „von da an sang die Mutter Gottes in diesem Käppele.“ Birlinger 1, pg. 374. So stimmt eine jetzt noch andauernde Volksempfindung mit der ältesten Nachricht von unserm religiösen Glauben überein, denn eben über diesen Haincultus der Germanen versichert nachdrucksam schon Tacitus Germ. cap. 39: Ceterum nec cohibere parietibus Deos — ex magnitudine coelestium arbitrantur.

An jenen nun verlassenen und gegen den jetzigen Standort der Kirche aufgegebenen Baustellen quollen entweder schon während des Kirchenbaues Brunnen und sind nachher versiecht, wie Zingerle's Tirol. Sag. pg. 372 zeigen; oder sie fließen heute noch als verehrte Heilbrunnen fort. Birlinger's

Schwäb. Sag. 1, pg. 408 enthalten hierüber ein reichliches Verzeichniß. Wir wollen hier nur unser eigenes Material ausbeuten. Am alten Kirchenplatze zu Bözen entspringt neben einer Eiche ein Quell, dessen Wasser an Heilkraft zunimmt, je näher seinem Ursprunge es geschöpft wird. Ein eingegangener Sodbrunnen liegt zu Magden an dem Platze, der mit dem früheren Kirchenbau daselbst in Zusammenhang gebracht wird. In Wittnau galt der Bergbach des Martinsbrunnens für heilkräftig und hat einen Rest der Weihe darinn übrig behalten, daß man den Maitrunk bei ihm anstellt. Selbst der Thalbach geht an der Kirche von Rothenfluh nicht mit alltäglicher Welle vorbei, denn mit großem Geplätscher durchwatet ihn Nachts weithin hörbar der gespenstische Thalhund. Der Illnauer Kirchenquell ist nicht mehr vorhanden, doch hört man ihn im Innern des Schüßleberges die Räder einer drinnen versunkenen Mühle treiben. Sonnenbrunnen heißt ein Grundstück, das an der abgebrochenen Heidenkirche auf dem Islisberge liegt im Kelleramte, auf der Aargau-Züricher Landesgrenze. Diese mit einem eigenthümlichen Cultus geehrt gewesenen Heilbronnen, Zeitbrunnen, Schönbrunnen oder Hungerquellen wurden, wenn man wirklich an ihrem Laufe die neue Christenkirche errichtete, zum Taufbrunnen umgeweiht. Freilich mußte man sie zu diesem Zwecke erst entsühnen und neu heiligen lassen; daher berichtet die Legende z. B. vom hl. Remaclus, daß er den Teufel aus einem Brunnen vertrieb, in welchem derselbe sich hatte huldigen lassen. Schmitz, Eiflersag. 2, pg. 114. Daraus ist der Bau der Baptisterien entstanden, kleine Rundbauten,

die meist an die Nordseite des Kirchenschiffes angefügt oder hinter den Altar verlegt sind. Dorten steigt man auf ein paar Stufen in ein Brunnenloch hinab, das noch für die ältere Tauffitte des Untertauchens angelegt ist. Diese namentlich durch den Mariendienst fortgenährte Heiligung der Quellen kommt in den Bräuchen unserer katholischen Bevölkerung hie und da noch zu einem besondern Ausdruck, dessen Zartsinnigkeit sich nicht verkennen läßt. So in Folgendem. Im Freienämter Dörfchen Hasli, eine Viertelstunde vom Dorfe Muri entfernt, ist ein steinerner Brunnen mit drei Röhren, dessen Wasser in der ganzen Gegend besonders geschätzt ist. Fieberkranke, denen der Arzt das kalte Wasser verboten hat, lassen sich solches in Hasli holen und trinken es ohne Gefahr. Die Leute betrachten es als ein Geschenk der schmerzenreichen Mutter Gottes, ihr Bild mit dem Sohne auf dem Schooße steht auf dem Brunnen. So herkömmlich es dorten ist, an Sonntagabenden noch zum Rosenkranz in die Dorfkirche zu gehen, so kommen doch die Leute Hasli's lieber hieher, knieen auf Stühlen nieder, die zu diesem Zwecke das ganze Jahr um den Brunnen stehen, und beten da zusammen den Rosenkranz. Das Alter solcher Sitte ergiebt sich aus folgenden Beispielen. Auf einem griechischen Bilde erscheint die hl. Maria als Brunnenheilige über einer Quelle, aus der von einer Seite die Könige, von der andern die Armen trinken. So wurde auch das wunderthätige Marienbild zu Marienbronn in einer Quelle gefunden. Friedreich, Symbolik 15. Von unseren Erzählungen wird mehrfach hervorgehoben, daß man den Neubau der Kirche auf einem Wein-

berge aufführt, wo ein besonders gutes Tröpflein gedeiht. Dies erinnert an die Liebfrauenmilch, den herrlichen Wein bei Worms; derselbe gedeiht aber nur so weit vollkommen echt, als die Thürme der dortigen Liebfrauenkirche ihren Schatten werfen. Wolf, Hess. Sag. Dieß hat sich noch weiter ausgesponnen in die Elsässer Sage (bei Stöber pg. 121) vom Milchbrunnen, zu welchem Maria in stiller Nacht die mutterlos gewordenen Kindlein trägt.

Die Legende von den Wandelkirchen spricht den Lehrsatz aus, daß Gott die Wahl der Weihstätte für seine Tempel selber zu bestimmen habe. Der Gott trifft jedoch diese Wahl nicht stets direkt und persönlich. Er läßt den ihm beliebenden Ort entweder mittelst der Orakel jener heiligen Thiere bezeichnen, die sein Bildniß herbeiführen; oder er nähert sich wohl selber, jedoch nur stationenweise langsam dem Orte, wo er für immer verweilen will. Diese doppelte Art der Herwanderung und der Ortswahl wird nun von der Ortslegende mannigfach variirt. Betrachtet man erst die eine Art, das allmähliche Vorrücken der Gottheit oder ihres Weihortes von Punkt zu Punkt, so kann die Erzählung von dem hl. Hause und Gnadenbilde zu Loretto als die Mutterlegende von hunderterlei andern nur lokal bekannten Kirchenmirakeln gelten. Auf seiner Reise von Nazareth nach seinem gegenwärtigen Sitze wird jenes hl. Haus zuerst auf der Küste von Dalmatien abgesetzt, dann nach Verlauf eines Jahres querüber an die italienische Küste bei Ancona getragen und schließlich alsdann erst nach Lauretä auf das einer Jungfrau angehörende Grundstück niedergesetzt. Hottinger, Helvetische

Kirchengesch. 2, 112. Vom gelobten Lande her durch die Lüfte schwebend mit der Wallfahrtskirche, wird den Trägern ihre Last zu schwer. Auf den Ruf: Engel ruht! setzen sie ab, und das Dorf Engelrode mit seiner jetzigen Todtenkirche entsteht (Wolf, Hess. Sag. Nr. 274). So nehmen die Hünen zu Dassel die dortige Kapelle auf die Tragbahre, die sie sich aus niedergerissenen Eichen gemacht, und tragen sie nach ihrem eigenen Wohnort über das Leinegewässer. Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 387. Die andere Art, wie der Gott sich seine bleibende Weihstätte wählt, wird durch das Augurium des weisenden Thieres ausgedrückt.

Die Germanengöttin Nerthus fährt mit einem Rindergespann; aber nicht leitet dasselbe der mitgehende Priester, sondern er folgt nur der Weisung desselben: prosequitur, sagt darüber ausdrücklich Tacitus, Germ. cap. 40. In die Volkssage übersetzt (Kuhn, Westfäl. Sag. 1, Nr. 126), lautet dies: „Das hl. Kreuz zu Koesfeld haben zwei Ochsen ohne irgend einen Treiber dahin gebracht.“ Auf einem Ochsenwagen zieht mit Hahn und Glocke die hl. Edigna durch's Land; an einer Linde bei Puch kräht der Hahn und läutet die Glocke, darauf hin nimmt hier die Jungfrau ihren Wohnsitz (Panzer). Dieser Heidenbrauch spiegelt sich abermals hundertfältig in der Legende ab, und die nachfolgenden Angaben, wenig oder noch nicht bekannt, drücken ihn nackt und unverholen aus. Als die Kirche des hl. Stephan im Thale von Kandersteg (Kanton Bern) gebaut werden sollte, (sie liegt vom Dorfe eine halbe Stunde entfernt) wollte man sie in der Nähe der Gemeinde Häusern erbauen, ungefähr

da, wo jetzt das Steinerne Haus steht. Hier aber riß eine unsichtbare Hand das Neugebaute über Nacht wiederholt zusammen. Die St. Stephanser verlegten sich nun auf's Loosen. Man spannte zwei Kühe, „welche die Heiligen hießen," vor einen Pflug und ließ sie nach eigenem Triebe gehen. Als sie zum heutigen Ort St. Stephan gekommen waren, machten die Thiere Halt und waren nicht um einen Schritt mehr weiter zu bringen. (Stud. Maeder aus Baden.) Mit ungelernten Ochsen wird das Bauholz zur Kirche von Hilgerath des Nachts auf die Spitze des Berges geführt, und ein Vogel, welcher „Hilgerath!" aus der Luft herabschreit, giebt dazu den Namen. Schmitz, Eifelsag. 2, 123. — „Anno 1083 ist das Gotzhaus St. Georgen gestifft worden durch Hesso und Hezelo, gebrüder vnd freyherren zuo Tegernauw, welchs schloß vnd herrschaft vnferr von der statt Biberach gelegen. Seind beed on Leiberben gewesen, dann dem einen Hesso sein einigs Kind im wasser am schloßberg ertrunken. Vf sollichs sie all ir guet zweien Oechslein vffgelegt vnd gott gebetten, wo ihm gefällig die hinzeleiten, daselbs soll ein Closter erbauwet werden." Mone, Oberrhein. Zeitschr. 9, 206. Die hl. Christiana hat ihre Grabstätte in der Krischonakirche, gelegen in der Basler Gemeinde Riehen. Sie wird unter das Jungfrauengefolge gezählt, das mit der hl. Ursula zu Schiffe nach Köln fuhr. Als man ihre Leiche zu Grab tragen wollte, blieb dieselbe unverrückbar, bis man zwei junge Rinder vorspannte, die noch niemals eingewettet waren; diese zogen die Leiche auf den höchsten Grat des Berges, und alle Bäume und Felsen wichen vor ihnen zurück. Hot-

tinger, Helvet. Kirchengesch. 1, 97 — bemerkt dann pg. 347 zu derlei Angaben: Auch die Leiche des St. Gallus habe man zu Arbon nicht von der Stelle bringen können; auch des hl. Meinrad Leiche ließ sich nicht weiter über den Ezel fahren, und dasselbe habe sich begeben mit dem Haupte Johannes des Täufers, mit dem Leib Augustini, als jenes nach Byzanz, dieses nach Pavia versetzt werden sollte. St. Michael erschien dem hl. Aubert, Bischof zu Auranches in der Normandie, und befahl ihm zu seinem Gedächtniß eine Kirche auf jener Stelle der dortigen Meeresküste zu erbauen, die hoch aus dem Meere aufragend der Sarch genannt wird. Der Erzengel sprach mit diesen Worten: An dem Orte sollst du die Kirche erbauen, wo du einen Ochsen an ein Seil gebunden wirst finden, und in der Form sollst du die Mauern aufrichten, wie des Thieres Fußstapfen dorten im Sande sich abspuren. P. Cochem, Exempelbuch 4, 190. So hat Rabenkirchen in Angeln, Henneberg in Franken den Namen vom Raben und vom Birkhuhn, die den beabsichtigt gewesenen Burg- und Kirchenbau zur Stelle angezeigt haben. Müllenhoff, Schleswig-Holstein. Sag. pg. 113. Grimm, Myth. 1094. Eine ganze Reihe von Legenden über Tauben und Raben, die den Sand zum Kirchenbau zu Mattenbett, zu Benediktbeuern, aufpicken und ihn nebst den Holzscheiten der behauenen Zimmerbalken an die endgiltige andere Baustelle tragen, steht gesammelt in Panzers Bair. Sag. 2, 413 ff. Andere Legenden von wilden und Stallthieren, die beim Kirchenbau als Leiter dienen, verzeichnet Birlinger, Schwäb. Sag. 1, 387 ff. Von solcherlei Tempelthieren, die man

zu der Götter Dienst und Opfer hielt, spricht häufig eine sehr deutliche Erinnerung in den von uns hier mitgetheilten Sagen; es lohnt sich, kurz auf diese Einzelheiten hinzuweisen. Gespensterthiere lassen sich zur Stunde noch und bei jedem Witterungswechsel an jener Stelle blicken, wo man die Dorfkirche von Bözen erbaut hat. Die Berghöhen oberhalb der Vilmergner Kirche heißen Weißroß und Heidenhübel, sie selbst liegt an der wegen ihrer Gespensterthiere berüchtigten Kaibengasse. Kaibenstatt wird jener Waldstrich genannt, wohin die Dorfkirche von Suhr gebaut werden sollte. Jetzt umgeht der wilde Jäger mit seiner Hundemeute diese Kirche, in ihrem Innern liegt das goldene Kalb vergraben und ein ähnliches Schreckthier, Namens Lammböli, spukt Nachts in dem daran vorbeifließenden Dorfbache. Die Kapelle in Mittel-Schneisingen wird Nachts von dem Kapellen-Thierlein umgangen, einem für heilig und himmlisch gehaltenen schutzreichen Wesen. Gespenstische Schimmel und Schimmelreiter lassen sich auf der Berghöhe zu Wittnau und auf der Gislifluh sehen; zwei weiße Reiter umreiten zu Rothenfluh jenes zum Kirchenbau ursprünglich bestimmt gewesene Landstück. Aehnliche Beispiele stehen verzeichnet Aargau. Sag. 2, pg. 292.

Endlich stößt man auf diesen Orten, wo man bis jetzt irgend einmal tiefer im Boden nachzugraben hatte, allenthalben auf Kohlen und Asche, auf wiederholte Lagen und Schichten von Thierknochen und menschlichen Gerippen. So ist es im Dorfe Möhlin, zu dessen schon erzählter Legende ein kleiner Nachtrag passend hier sich einfügt.

„Wo die alte Kirche zu Möhlin einst gestanden haben

soll, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden, jedoch der bei Hof-Möhlin vorkommende Flurnamen In der Chilli, Killi, wird wohl auf die Stelle hinweisen. Die gegenwärtige Kirche ist erst vom Jahre 1609, ohne daß irgendwo gefunden werden kann, was diesen Neubau nothwendig machte. Auf ihrem Standhügel werden römische Münzen und Ziegel gefunden. Benachbart liegt „der Forst" mit Mauerwerk und Trümmern von Legionsziegeln, und ein Urbar vom Jahr 1533 nennt diese Strecke den Ort: wo das heidnische Burgstell stund." K. Schröter, Mittheil. zur Gesch. des Frickthals 1855, Nr. 5. Zuweilen fehlt solchen Landschaftspunkten zwar schon ihre entsprechende Legende von einem hier einmal versucht gewesenen Tempelbau; dann aber kann ein ihnen anhaftender Localnamen oft noch ein Ersatz für die hier verloren gegangene Ortsgeschichte werden. Ein einziges Beispiel genügt hier, denn mehr als hundert ähnliche ergeben sich aus der Aufsammlung der Local- und Flurnamen des Aargaus. Vor dem Frickthaler Dorfe Oeschgen liegt der Heidenhügel. Bevor das Christenthum in's Frickthal kam, heißt es, hatten hier die Heiden ihre Hütten aufgeschlagen. Die großen Wachtfeuer, die sie jede Nacht anzündeten, sucht man noch aus der schwarzen Erde dieses Hügels nachzuweisen, und ihr überreicher Aschengehalt soll dem Ortsnamen Oeschgen seine Entstehung gegeben haben. (Seminarist Zundel von Oeschgen.) Das sind die Legenden von dem verlegten Kirchenplatze, von den Tempeln, die ihre Stelle wechseln, den Götterbildern, die von einem Berggipfel zum andern fliegen und wandern, den Fluß aufwärts

schwimmen, oder von den Geistern der Luft sich sogar über die Meere zu uns forttragen lassen, um in unserer Nähe diejenige Menschenempfindung auszubreiten oder wieder zu finden, deren sie an andern Orten schon verlustig gegangen sind. Nicht die Kirche erst hat diese Wunderdinge erdacht, denn die meisten der hier handelnden Gauheiligen sind von ihr nicht canonisiert worden; aber der heidnischen Nacktheit dieser religiösen Volkspoesieen hat sie, wie Göthe sagt, ein ehrbares Gewand umgeworfen. Doch was die ursprüngliche Frömmigkeit eines dem Naturdienste noch hingegebenen Volkes örtlich geglaubt und verehrt hat, dem hat die Kirche dagegen eine in's Allgemeine gehende Richtung, ein die ganze Christenheit berührendes größeres Ziel zu geben gesucht. Wie behutsam dies geschah, aber auch wie wenig hier in der Menschennatur überhaupt abgeändert werden kann, dies beweist sich eben daraus, daß die hier mitgetheilten Legenden am heutigen Tage noch in ihrer starrenden Ursprünglichkeit und in einer so unendlich weitreichenden Uebereinstimmung fort zu reden vermögen. Wie stark, wie getreu ist doch jenes Erinnerungsvermögen, welches auf einem unbeeinflußten Gemüthsleben beruht; so daß der Bauer, der sich bloß seines Gemeindewesens aus unbestimmter Zeit her erinnert, zugleich einen ältesten Abriß der ganzen Landesgeschichte uns mit diesen Ortslegenden zu erzählen vermag! Wie viel Trost liegt noch hierinn bei dem raschen Wechsel der heutigen Dinge. Dies ist denn wirklich das Poetische im Volksleben, während man es sonst auf so vielen falschen Wegen aufsucht; Göthe

spricht den Inbegriff desselben genau nach unserer Voraussetzung aus:

Was Leiden bringen mag und was Genüge,
Was uns verwirrt und unverhofft vereint:
Das haben tausend Sprach- und Redezüge,
Vom Paradies bis heute gleichgemeint;
So singt der Barde, spricht Legende, Sage,
Wir fühlen's mit, als wären's unsre Tage.

Nachträgliche Notiz über das historisch beglaubigte Alter der Gauheiligen Gisela, genannt die Gislijungfer.

Der Laufenburger Dekan Fried. Wild, welcher im Jahre 1703 der Grabstätte der sel. Gisela nachforschte, fand, unterstützt von dem damaligen Pfarrer zu Veltheim, Rudolf Ernst, in den Kirchenrechnungen des Veltheimer Pfarrarchivs das „Anniversarium B. Giselæ“ noch im Jahre 1599 erwähnt. Dagegen ist eine Urkunde über dieselbe Heilige enthalten im Anniversarium Capituli Frigaudiæ, und nachfolgender Auszug daraus ist dem Mitherausgeber unseres Taschenbuches, Herrn Pfarrer Schröter, zu verdanken.

1277. Dietrich von Hallwyl, Beronensis prepositus et plebanus in Humikon, Johannes von Kilchberg, Dekan in Frick, und das ganze Kapitel beschließen, da über die Abhaltung des Anniversariums der sel. Gisela ein Streit entstanden sei (cum igitur super

distributione quorundam redditnum ad celebrandum anniversarium Beate Gisele, quiescentis in Veltheim, ex collatione fidelium vel partis eiusdem ut dictorum traditorum frequenter inter nostros confratres Decanatus in Frick pertinentes, quibus illud spectat celebrandum labore pariter et mercede, gravis contentio sit exorta) — wie diese Jahrzeit gehalten und die dabei theilnehmenden Priester entschädigt werden sollen.

Actum et datum Velthen Anno Dni. millesimo ducentesimo septuagesimo septimo in ipso die Anniversarii Beate Gisele.

Als dieser Tag ist der VI. Idus Februarii bezeichnet.